Die

Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

41. Jahrg. Scottdale, Pa., 20. März 1918. No. 12.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Palm-Sonntag.

Was will doch das Gedränge
Der frohbewegten Menge?
Was mag im Werke sein?
Horch! Hosiannarufen
Bis zu des Tempels Stufen!
Dein König, Israel, zieht ein!

Er kommt in schlichtem Kleide,
Kein königlich Geschmeide,
Kein reicher Diener-Troß;
Zwölf Jünger kann man sehen
An seiner Seite gehen,
Ein Eselsfüllen ist sein Roß.

Doch ist in allen Reichen
Kein König zu vergleichen
Dem König Jesus Christ;
Er gibt an Glück und Frieden,
Was seinem Volk hienieden
Und was ihm ewig heilsam ist.

E. Fischer.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Einzug in Jerusalem.

Von K. J. Ph. Spitta.

Hosianna in der Höhe!
Dem Allmächt'gen Preis und Ehr'!
Friedlich zieht einher der König
Ohne Schwert und Kriegesheer!
Sein Geleite sind die Sünder
Und die Kranken allzumal,
Seiner Herrlichkeit Verkünder
Schwache Kindlein ohne Zahl.

Oeffne, öffne weit die Tore,
Heil'ge Stadt, für Davids Sohn!
Nehmt Ihn auf mit Herz und Händen,
Ewig, ewig ist Sein Thron!
Palmen streut auf Seine Pfade,
Zweige, Blätter und Gesträuch,
Denn Er kommt durch Gottes Gnade
Als ein rechter Fürst zu euch!

Aber sag', wo ist die Krone,
Die du deinem König bringst?
Israel, wo ist dein Mantel,
Den du um die Brust Ihm schlingst?
Auch das goldne Szepter seh' ich
Nirgends, das Ihn schmücken soll,
Traurig bei dem Einzug steh' ich
Und mein Herz ist ahnungsvoll.

Ja, da draußen wächst die Krone
An dem Strauche dornenvoll,
Und das Rohr wird schon geschnitten,
Das Sein Szepter werden soll;
Auch den Mantel, der im Leide
Schmücken soll des Königs Brust,
Den bewahret schon ein Heide
Für den Herrn unbewußt.

Ja, dein Stuhl wird schon bereitet
Dir, Du Heiland aller Welt,
Und das Beil klingt aus der Ferne,
Das den Baum zum Throne fällt.
Ja, der Baum ist abgehauen,
Deine Krönungszeit ist nah',
Einen Thron will man Dir bauen,
Jesu Christ, auf Golgatha!

Jesus — ein König!

Sacharja 9, 9: Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Esel und auf einem jungen Füllen der Eselin.

Nun, wenn Jesus ein König ist, dann ist er ein armer König, wohl der ärmste von allen; denn so tritt kein König auf, wie Er es tut, so hält kein König seinen Einzug. Die Könige pflegen über ein Heer von Gewappneten zu gebieten; wenn sie in einen Ort einziehen, dann umgibt sie ein glänzendes Gefolge, die Großen des Landes, sie müssen einen Kron- und Reichsschatz haben, über den sie verfügen; sie müssen mit Macht und Gewalt ausgerüstet sein, um zu gebieten. Aber ein armer König, arm an Gut, ja ganz bar des Glanzes und der Waffen, von keinen Großen bedient, nur von einem Volkshaufen umgeben, auf einem Esel, dem Zug- und Lasttier der Armen, reitend, nicht hoch zu Roß, das ist etwas Undenkbares. Es ist kein Zweifel, der Herr wollte alle Aehnlichkeit mit einem König vermeiden, wie ihn Menschen sich vorzustellen pflegen, Er wollte gleichsam das Gegenteil eines Königs sein. Und doch soll es gelten: „Jesus —ein König"? — Ja, dennoch, Er Selbst will ein König sein, Er Selbst weist gerade durch die Art, wie Er einzieht, auf das Prophetenwort hin: „Siehe, dein König kommt zu dir." Das leicht zu erregende Volk, das dieses Prophetenwort gar wohl kennt, jubelt auf in neuem, starkem Hoffen und ruft Ihm den alten Königsgruß zu: „Heil, Heil, Hosiana!" so schallt es von den Lippen der Menge, und Teppiche wollen sie breiten, und Blumen wollen sie streuen, so gut es der Augenblick bietet, ihre Kleider breiten sie aus, und Zweige brechen sie von den Bäumen. Aber die Obersten des Volkes waren kluge Leute, sie ahnten, das ist der ersehnte König dieses Volkes nicht, sie warteten auf ihre Stunde, in der sie dem Volke die ganze Ohnmacht dieses Königs zeigen konnten. Und diese Stunde kam nur zu bald; der Königsruf der Menge verstummte, und ein anderer Ruf trat an die Stelle, ein ganz andrer Ruf: „Hinweg mit Diesem! Kreuzige Ihn!" Der kluge Weltmann Pilatus nennt Jesum nur einen König aus Hohn, um gleichsam den ganzen Jammer einer solchen Königsgestalt hervorzuheben, und die rohen Kriegsknechte legen Ihm das Spottgewand eines Königs an, sie stellen Ihn hin als das Zerrbild eines Königs. Jesus war arm noch in viel tieferem Sinne. Wer schon hochgesinnte Menschen, königliche Seelen kennen gelernt hat, die einen tiefen Blick für menschliche Not hatten und einen klaren Sinn für das, was den Leuten, dem Volke heilsam ist, die lange voraus das ahnten und erstrebten, was viel, viel später als gut und notwendig erkannt wurde, der weiß auch, wie schwer diese Edlen und Großen der Menschheit tragen an menschlichem Unverstand, menschlicher Trägheit und Unempfindlichkeit, menschlicher Stumpfheit gegen alles Hohe, Große, ja wie schwer sie litten unter der Feindschaft derer, die durch solche hohe, reine Gedanken und Pläne ihre Macht bedroht, ihren Einfluß gefährdet, ihren Vorteil gemindert sahen. Es sind die Besten, die oft am tiefsten leiden, nicht so sehr immer unter der eigenen Not als unter der Verblendung und dem bösen Willen der Menschen. Keiner aber hat so gelitten, keiner solchen Schmerz getragen, wie der, der der König Seines Volkes, der König der Menschheit sein wollte, wie Jesus. Ueber Jerusalem mußte Er weinen, in Gethsemane hat Er gezittert und gezagt und Seine Seele war betrübt bis an den Tod; am Kreuze kam Ihm ein Augenblick der allerquälendsten Einsamkeit, da war es Ihm, als sei Er von Gott verlassen. Eine der größten Dichtungen schildert uns einen König, der zweien seiner Töchter alles hingibt, was er hat, und sie stoßen ihn von sich in härtestem Eigennutz und häßlichster Machtgier. Da umnachtet sich sein Geist, da bricht ihm sein Herz, und doch in seinem tiefsten Elend prägt sich erst sein Hoheit völlig aus, jeder Zoll ein König. Aber unendlich größer ist der König, der Seinen Einzug hält, ein Gerechter und ein Helfer, arm, reitend auf einem Esel. Denn die größten Könige sind die, die ihr Volk, ihre Mitmenschen umfassen in ihrer Not, die ihr alles dran setzen für Wahrheit und Heil, die in ihrer Kraft und Liebe etwas bauen, das bleibt, an das die Menschen noch denken, für das sie noch danken, wenn so manche Krone irdischer Macht schon lange gesunken und so mancher Tron irdischer Herrlichkeit schon lange zerbrochen ist. Jesus — ein König? Ja, der größte König, denn Er hat das größte, unvergänglichste Werk vollbracht, und mögen die Menschen Ihn verkennen und vergessen, immer wieder bricht es in den Herzen gerade der Besten hindurch: „Du hast Worte ewigen Lebens," „niemand kann die Taten tun, die Du tust, es sei denn Gott mit ihm." Diese Reinheit der Seele, dieser Helfersinn, das ist Seine Königsherrlichkeit, sie ist größer als aller Glanz irdischer Kronen, sie ist sieghafter als alle Macht der Erde. Aber noch mehr, Er ist nicht bloß ein König, Er will zu dir kommen in dieser Gerechtigkeit, mit diesem Helfersinn als dein König. Er will in dir diese Gerechtigkeit wecken, bei Ihm sollst du es lernen, immer ernster alles Schlechte zu verabscheuen, dich alles Unlauteren zu schämen. Wenn schon der Umgang mit guten edlen Menschen bessert, ja dann weiht und heiligt, dann führt zur Gerechtigkeit erst recht dieser König der Wahrheit, dann adelt Er deine Seele und wird ihr Herr, ihr König. Und der Helfersinn, den Er dir zeigt, mit dem Er auch um dich geworben hat, treu, erbarmungsvoll bis in den Tod, in den bittersten Tod, der Helfersinn soll auch immer mehr in dein Herz dringen. Wie im Sinnbilde der Fußwaschung, so hat Er uns in Seinem ganzen Leben und Sterben ein Beispiel gegeben, daß wir tun wie Er uns getan hat; Er hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen Seinen Fußstapfen. Und nicht bloß ein Vorbild ist Er geblieben, auch Kräfte gehen von Ihm aus, Heil- und Lebenskräfte, durch die die Seele genesen und erstarken kann, Geist des Guten, Heilger Geist voll Wahrheit und Güte, voll Hilfsbereitschaft und Glaubensgehorsam. Jesus ist ein König, freilich ein König, dem kein König gleichet, gerade in Seiner Schlichtheit; aber vergiß es nicht, Er will zu dir kommen als dein König.

Herrsche auch in meinem Herzen
Ueber Zorn, Furcht, Lust und Schmerzen,
Laß mich Deinen Schutz genießen,
Gläubig Dich ins Herze schließen,
Ehren, fürchten, loben, lieben
Und mich im Gehorsam üben,
Hier mit ringen, dulden, streiten,
Dort mit herrschen Dir zur Seiten.

Herrmann Müller, Wersingawe.

Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig von dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich Deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser.

Soll man zu Kranken von ihrem bevorstehenden Tod reden?

Menschen, die man liebt, sucht man nach Möglichkeiten alles Unangenehme zu ersparen. Das steht gewiß völlig im Einklang mit dem Gebote der christlichen Nächstenliebe. Und nun erst recht bei Kranken, deren Leib gequält ist von Schmerzen, deren Gemüt vielleicht umdüstert ist von schweren Gedanken! Wer empfände nicht unwillkürlich das Verlangen, in solche Krankenstuben und Herzen helle Lichtstrahlen der Liebe u. der Freundlichkeit fallen zu lassen! Aufheitern, ermuntern und heben möchten wir und müssen nur immer bedauern, daß wir oft so ungeschickt und unbeholfen sind in dieser schönen Kunst. Wir lassen uns so leicht von des Kranken Niedergeschlagenheit anstecken, statt daß es uns gelänge, ihn zum Genossen unserer Fröhlichkeit zu gewinnen. — Und nun sollte es gar noch unsere Pflicht sein, den Tod gleichsam an die Wand der Krankenstube zu malen, den Leidenden darauf hinzuweisen, daß nach menschlichen Gedanken seine Tage und Stunden gezählt sind? Wäre das christlich, wäre es überhaupt mit dem allgemein menschlichen Empfinden vereinbar? Hieße das nicht mit Gewalt ihn niederdrücken in die dunklen Tiefen der Hoffnungslosigkeit? —

Wir kennen diese Stimmen, wir haben sie oft genug gehört und haben es dann erfahren, wie man aus „allgemein menschlichem Empfinden" heraus den Kranken mit einem wahren Netze von Lügen umgeben hat. Die Schwelle der Krankenstube bildet die Grenze für die Wahrhaftigkeit. Diesseits der Schwelle steckte man die Köpfe zusammen, redete vom Ende, das nicht mehr lange ausbleiben könne; man besprach womöglich schon die Angelegenheiten des Begräbnisses; und jenseits der Schwelle redete man vom Besserwerden, da hielt man alles fern, was die ernste Besorgnis verraten konnte, da schmiedete man geflissentlich Zukunftspläne; und sogar wenn der Kranke selbst ungläubig den Kopf schüttelte, suchte man ihm noch diese Gedanken auszureden.

Es ist nicht anders als beim Kinde, dem ein Zahn gezogen werden soll; es erfährt nichts davon, es ist ahnungslos, bis das gefürchtete Instrument vor seinem Munde ist. Ist es eines Menschen würdig, daß ihm die Augen zugebunden werden vor dem „größten Ereignis seines Lebens," vor seinem Tode? Einem solchen Benehmen, so sehr es auch Liebe und Feinfühligkeit für sich in Anspruch nehmen mag, fehlt doch die wahre Liebe, die des andern ewiges Bestes sucht.

Aber wenn es wahr ist, daß das Christentum veredelnd und verfeinernd auf den Menschen einwirkt, so müssen doch gerade Christen ein besonderes Gefühl dafür haben, daß hier tatsächlich eine Schwierigkeit vorliegt. Und dem ist auch also. Es sind durchaus nicht nur die Weltmenschen, die an den Krankenbetten ihrer Angehörigen solche Empfindungen haben, nein, es geht auch treuen, erprobten Christen so. Der Tod ist nun einmal der König der Schrecken; und wenn ihm für den Gläubigen auch der Stachel genommen ist, so bleibt doch das bittere Abschiednehmen immer noch und davon zu reden, tut dem Scheidenden und den Bleibenden weh. Es entsteht gar leicht ein Widerstreit zwischen Gefühl und Pflicht.

Aber die Pflicht ist unabweislich; sie muß doch bei Christen die Oberhand gewinnen und ihre Erfüllung wird auch einen köstlichen Lohn in sich schließen. — Ist der Kranke selber ein gläubiges Kind Gottes, so mag wohl das Grauen ihn erfassen vor „dem scharfen, kühlen Wehen vor dem Himmelsmorgenrot;" es mögen vielleicht auch stille Tränen fließen, wenn eine liebende Hand ihn erfaßt und man es ihm sagt, daß er nun bald vom Glauben zum seligen Schauen gelangen wird; aber wie gut ist es dann, wenn dieser Bann gebrochen ist, wenn man in voller Wahrhaftigkeit sich in die Augen schauen kann! Wie können die Gebete dann so viel klarer und eindringlicher auf das eine Ziel gerichtet werden: und aller Trost und alle Verheißungen treten uns dann aus ihrer Allgemeinheit heraus und werden so persönlich, als man sich nur denken kann; dann ist alles abgestimmt auf den vertrauten Ton des Zwiegespräches zwischen Gott und der einen Seele.

Und dazu hat so viel beigetragen das freie Wort, das die Eltern mit ihrem Kinde, die Gatten miteinander gesprochen haben. Ja, „die Wahrheit wird euch frei machen." Nicht den Tod hat man an die Wand der Krankenstube gemalt; sondern man hat vom Tode gesprochen, um dann um so leuchtender und strahlender Worte des Lebens, des seligen, ewigen Lebens an die Wände der Stube zu malen. Und diese Worte, die einen Glanz der schönen Ewigkeit in sich tragen, geben dem Krankenzimmer die echte Weihe, die sind die rechten Trostspender und Leuchtfackeln, die auch beim „scharfen, kühlen Wehen" im dunkeln Tale nicht erlöschen.

Wie viel mehr ist es aber die Pflicht der Angehörigen, dem Kranken die Wahrheit nicht zu verheimlichen, wenn er in seinem bisherigen Leben dem Christentume gleichgültig oder gar ablehnend gegenüber gestanden hat! Schon manchen hat der König der Schrecken, als er einmal in sichtbare, fast greifbare Nähe kam, noch in letzter Stunde in die ausgebreiteten Arme des Sünderheilandes getrieben. Was kein Lebender vermocht hatte, das hat oft der nahende Tod zustande gebracht. Und den sollte man dann noch verhüllen und unsichtbar machen, damit er ja keinen heilsamen Schrecken auf den Widerstrebenden ausübe? Wäre das nicht ein Verbrechen an einer Menschenseele? Da muß alles schwächliche Gefühl weichen, denn da stehen ewige Werte auf dem Spiele. Was schadet's auch, daß das Kind, welches zwischen den Eisenbahnschienen spielt, etwas unsanft mit starker Hand zurückgerissen wird, wenn es nur von den zermalmenden Rädern gerettet wird!

Hier ist ein Gebiet, wo der Liebe zu einem erkrankten Angehörigen Aufgaben gestellt werden, denen sie nicht ausweichen kann, ohne ihr eigenes Wesen zu verleugnen.

Ein schöner ergreifender Beweis von der rückhaltlosen Offenheit, wie sie in Kriegszeiten unter Christen herrschen soll, wird von dem bekannten Celler Generalsuperintendenten Max Frommel und seiner Gemahlin erzählt. Er war gegen Ende seines Lebens mit einem schweren, sehr schmerzhaften Leiden behaftet. Einer seiner Freunde suchte ihn einmal auf und dachte nicht anders, als daß er in dem Hause, über dem der Engel des Todes seine dunkeln Fittiche schon ausgebreitet hatte, niedergeschlagene, traurige Leute antreffen werde. Wie erstaunt war er aber, als er beim Abendessen, das er mit Frommel und seiner Gemahlin einnahm, sah, wie ungetrübt und fröhlich die Unterhaltung verlief; es herrschte eine ruhige heitere Stimmung, wie man sie in Krankenzimmern sonst nicht gewöhnt ist. Als Frommel sich für einen Augenblick entfernte, sagte seine Frau zu dem Gaste: „Sie wundern sich vielleicht, daß wir bei dem schweren, hoffnungslosen Leiden meines Mannes hier so kindlich fröhlich sind; aber ich will Ihnen die Erklärung dafür geben. Wir beide wissen bestimmt, daß das Ende meines Mannes nahe bevorsteht, daß wir wohl nur noch wenige Wochen hier auf Erden miteinander zu leben haben. Da haben wir uns denn das Versprechen gegeben, daß wir uns diese Zeit des Abschiedes nicht schwer machen, sondern als Kinder Gottes getrost und hoffnungsvoll in seinen Willen uns ergeben wollen, und dieses Versprechen halten wir auch, so lange uns der liebe Gott hier noch auf Erden beisammen läßt."

Möge diese Erfahrung vielen den Mut stärken, daß sie in Zeiten der Krankheit den Bann des unseligen Verheimlichens brechen und es an sich und ihrem kranken Angehörigen erleben: „Die Wahrheit wird euch frei machen!" — Kirchenzeitung nach Friedesbote a. d. Elsaß.

Erfahrungen und Beobachtungen.

Peter Töws, Swalwell, Alta.
(Fortsetzung.)

Man wollte uns (zumal so massenhaft) nicht gerne ziehen lassen. Von dieser allbekannten Begebenheit, soll hier nur etwas von meiner persönlichen Erfahrung, und einigen Begleitumständen die Rede sein. Wir wurden unerwartet durch Zuschrift der örtlichen Behörde nach Halbstadt an der Molotschna zu kommen beordert, alle Mennonitischen Aeltesten und Prediger aus dem Ekaterinslawschen Gouvernement sollten dort an einem bestimmten Tag vor dem Kaiserlichen Gesandten erscheinen. Die aus dem Taurischen Gouvernement waren schon in Alexanderwohl abgefertigt worden.

Die Zeit zum bestimmten Tag in Halbstadt zu sein war etwas kurz bemessen, der Dnjeper war in dem Frühjahr einige Werst breit, und daß Hinüberkommen mittelst Ruderfährboot machte uns noch vor Nacht Sorge, doch als wir nach Nikopol kamen

fanden wir gleich aus, daß wir uns unnötig bekümmert hatten. Kaum im Gasthof Koslofsky eingekehrt, stellten sich ein paar vom Staniwog bestellte Deßjatnicki vor und gaben uns Bescheid, daß sie uns sofort über den Fluß zu befördern hätten was wir unter den gewöhnlichen Umständen nur für den nächsten morgen erwarten konnten; und so wurden wir nach eingenommener Mahlzeit und Abfütterung der Pferde, ohne wie gewöhnlich noch erst lange um den bedeutenden Preis feilschen zu müssen, bei Nacht und Nebel per Eskorte frei über den Dnjeper laviert.

Wir kamen Zeit genug in Halbstadt an, um auf dem Berg (so nannte man Neuhalbstadt) zuvor Mittag speisen zu können. Hier lernte ich zuerst den Aeltesten der Bergthaler Gemeinde, G. Wiebe, und den der Alt Kolonier vom Fürstenland, Johann Wiebe, kennen, indem wir in demselben Gasthaus zusammen Mittag speisten, wo der letztere und ich nach eingenommener Mahlzeit die auffallende Ausnahme machten uns keine Zigare anzuzünden, und die Gelegenheit wahrnohmen unsere Gewissensbedenken darüber auszusprechen. Nachher gingen wir gemeinsam zu Fuß nach dem untern Halbstadt wo wir bei Wilems in einer großen Halle die andern von Chortitz schon antraffen, und wo dann auch die Vorstellung vor dem Kaiserlichen Stellvertreter stattfand. Merkwürdigerweise wurden wir nach Erkundigung ihrer wieviele es wohl sein mochten die von uns repräsentiert wurden, mit nur wenig Worten entlassen, und für einen bestimmten Tag nach Chortitz zu kommen beschieden. Der Beschwerde wieder Zeit genug über den Dnjeper zu kommen wurde seitens des hohen Beamten von Totleben dadurch abgeholfen daß er uns seine Adresse mit fett gedruckter Schrift „Totleben“ mit auf die Reise gab. Die Vorzeigung solcher Adresse bewirkte bei den Bootsleuten am Dnjeper wieder eine prompte Ueberfahrt. So kamen wir wieder Heim, und auch zur bestimmten Zeit nach Chortitza.

Hier umstanden wir auf freiem Platze in großer Anzahl den Kaiserlichen Gesandten u. hörten seine Rede, was wohl dieselbe war die er schon in Alexanderwohl vorgetragen hatte. Statt des Waffendienstes sollten wir mit unsern jungen Männern in technischen Anstalten, Sanitäts- und Forstdienst ankommen dürfen, und das Auswandern einstellen. Alles genügend bekannt um hier noch zu wiederholen. Daß einige von uns nach Canada auswandern wollten schien er weniger zu mißbilligen als nach den Staaten zu gehen. Nach beendigter Vorstellung erbaten wir uns noch eine besondere Audienz, um eine Dank und Bittschrift um gnädige Entlassung abzugeben.

Kaum wieder zuhause angekommen kam andern Tages der Oberschulz auf unsern Hof mit der Botschaft daß er mit mir und ein paar solchen Andern die nur erst überm Jahr auswandern wollten nach Ekaterineslav kommen sollte, um noch einmal (für mich daß dritte mal) vor Totleben zu erscheinen. Dießmal war es ich selbst dem die Verantwortung oblag. Wir wurden in die Wohnung des Gouverneuers beschieden, und vor diesem von dem General von Totleben noch wiederholt mit beredten Worten von der Auswanderung abgeraten. Als wir ihn gebeten hatten unsere ihm in Chortitz übergebene Dankschrift doch auch dem Kaiser geben zu wollen versprach er es uns, und entließ uns freundlich mit der Hand winkend mit den für uns bedeutungsvollen Worten: „So gehen sie in Gottes Namen!“

Die gelegentliche Augenscheinnahme des Standbildes der Kaiserin Katharina nach welcher die Stadt ihren Namen hat, und welche es war die unsere Väter ins Land rief, und jetzt die feierliche Adschiedsworte in Gottes Namen daß wir, wie einmal gekommen, nun wieder den Wanderstab nehmen und gehen durften, daß alles mit vielen Erinnerungen machte einen rührenden Eindruck auf uns, aber wir gingen, obwohl schweren Herzens, und haben es nie zu bereuen gehabt, und sind jetzt zu dieser für Rußland und unsere Brüder dort so schweren Zeit, recht froh hier zu sein.

Unter andern verschiedenen Schwierigkeiten die sich vor unserem Auswandern noch einstellten waren ein paar Klagefälle aus dem Ort wo die Gemeine früher gewohnt hatte von Leuten aus der Gemeine stammend. Wir wurden zur Verantwortung ins Gebietsamt gefordert. Es handelte sich im ersten Fall um zweitausend Rubel die als Schadenersatz gefordert wurden. Die Betreffende waren sich nahe verwandt, und da sie mehr persönlich als von der Gemeine abhängig waren, und die Verklagten nicht mehr erreichbar waren, verlief die Sache erfolglos. Ein anderer Fall handelte sich um $1000.00 Rubel welche ein berüchtigtes Gemeindeglied aus angesehener Familie als Schaden Ersatz seines Ausschlußes aus der Gemeinde verlangte. Unser Oberschulz, ein gewisser G. Rempel mit Namen, welcher uns im ganzen sehr wohlwollend und im Päße bekommen beim Staniwoy behülflich war, gab dem letztern den Bescheid daß der Kläger als Unruhstifter von Totleben in die Verbannung geschickt sei, wie es tatsächlich war. Der Respect vor dem Totleben, sagte der Oberschulz, fuhr dem Beamten bei Erinnerung an die Nacht wo er uns über den Dnyper zu befördern hatte, so in die Glieder daß er den Klagefall ohne weiteres als erledigt gelten ließ. Eine dritte Forderung wurde an uns gestellt aus Ekaterinslav. Es handelte sich um kleine Reste von Brotschulden angeblich noch von der Einwanderung vor hundert Jahren. Wir bezahlten ohne weiteres die nur wenigen Rubel auf einen jeden ob schuldig oder unschuldig, mußten wir doch mehr als Das tun bei dem Herrn Staniwoy um Paß und freien Weg zu bekommen.

Nachdem wir von den uns Vorangegangenen aus Manitoba manche Mitteilungen in Briefen überkommen hatten, wie sie die Reise wohl glücklich überstanden, aber in der neuen Gegend doch alles so öde und fremd gefunden hatten, und wie selbstverständlich alles so teuer, und aus der weit entfernten neu entstehenden Stadt Winnipeg bezogen werden müsse, so auch die Wagen; da eine Eisenbahn noch nicht vorhanden war. So kamen wir unser etliche zu dem Entschluß Wagen mitzunehmen. In dieser Angelegenheit fuhren wir D. Löwen und ich nach Odessa, um mit den Spediteuern zu verhandeln wie solches zu bewerkstelligen sei. Da wir in solchen Sachen unkundig waren, half uns der dort wohnende Freund J. Lehn die Sache vermitteln so daß wir die Wagen schon in Nikopol aufs Dampfschiff bringen durften, und so sollten sie per Schiff von Odessa über Konstantinopol, Gibraltar, nach Liverpool, und dann auf der Allan Linie bis nach Montreal in Canada über Wasser befördert werden; wie solches denn auch so ausgeführt wurde. Daß die Wagen uns dann doch nicht billiger kamen wie die neuen in Winnipeg bedarf wohl kaum der Erwähnung, als daß es von einem Unternehmungsgeist zeugt, den wir ohngeachtet unserer Unerfahrenheit doch hatten. Die Wagen wurden dann nach gewohnter Weise mit Leitern eingerichtet zum Heu und Getreide einfahren, und anders mit den sogenannten Dungbrettern versehen, mit Ochsen bespannt, und viel selbst zum fahren am Sonntag zur Versammlung benutzt.

Unkundig wie wir in manchen Dingen waren, ließen wir es uns auch nicht einreden unser Geld in Odessa auf die Bank zu geben, um es dann in Amerika durch die Bank wieder ausgehändigt zu bekommen.

Man trug es bei sich von Hamburg aus mitunter in $20.00 Goldmünzen; die bei einigen in den Unterjaken eingenäht, wahrnehmbar waren. Dem Umstand daß wir sowohl auf der Bahn wie auf dem Schiff in geschlossenen Gruppen reiseten, aber auch vielmehr den Göttlichen Schutze ist es zu verdanken daß wir (mit Ausnahme des Jünglings A. P. welchem auf dem Schiff $30.00 abhanden kamen) nicht bestohlen wurden.

Wie man zuweilen Unkenntlichkeit auszunützen versucht, davon hier eine Erfahrung. Als ich im Postamt in Nikopol in 1872 einen Brief nach Amerika aufgab mit den gebührenden 22 Kopecken Postmarken versehen fragte der Beamte wie ich wisse daß es nur 22 Kopecken koste „Bogswam“ sagte er, daß kostet 72 Kopecken. Auf meinen Widerspruch rief der Assistant den Postmeister selbst herbei, dieser war sofort derselben Ansicht. Ich sagte ihm so und so sei die Vorschrift im Petersburger Kalender. Ach sie haben einen solchen Kalender fragte er, ja, dann bemühte er sich in einem Buch nachzublättern. Ich zahlte jedoch dießmal um es mit dem Beamten nicht zu verderben, da ich hier oft zu tun hatte das Verlangte. Und klebte in Zukunft auf Briefen nach Amerika von wo ich von Funk in Elkhart, Ind., Bücher bezog, immer nur die gebührenden Postmarken auf. Sie wußten jetzt daß sie e sin diesem Fall nicht mehr mit einem (wie man hier sagt) ganz grünen zutun hatten,

(Fortsetzung.)

Der weltüberwindende Glaube.

(Von W. Meili, Prediger, Bern.)

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5, 4 (lesen V. 1—13).

In der Johannes-Epistel wird wiederholt die Stellung des Gläubigen in der Welt berührt. In Kap. 2, 15 hören wir die Mahnung: „Habt nicht lieb die Welt." Das ist also eine verbotene Liebschaft. In Kap. 3, 13 werden wir aufmerksam gemacht auf die tatsächlich bestehende, wenn auch oft verborgene Feindschaft der Welt durch die Worte: „Verwundert euch nicht, wenn euch die Welt hasset." Und in Kap. 4, 1 wird die wichtige Bemerkung gemacht: „Es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt," wodurch zur Vorsicht gemahnt ist. Alle diese Erinnerungen und Mahnungen werden nun gewissermaßen in eine zusammengefaßt: „Ueberwindet die Welt!" Das ist Sache der Wiedergeborenen, der Gläubigen. Wer nicht eine neue Kreatur geworden, wird dazu nie imstande sein. Er wird die Welt genießen wollen, besitzen wollen; denn er gehört ja seiner ganzen Natur nach ins Wesen der Welt hinein. Nicht so der Wiedergeborene; ihm liegt die ernste, heilige Pflicht ob, die Welt, d. h. das gegenwärtige Weltwesen, den herrschenden Weltgeist zu überwinden. Die Aufgabe ist keine geringe; denn die Welt ist ein starker Gegner. Dennoch gilt gerade hier das Wort des Herrn: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!" Die alten Eidgenossen standen oft in geringer Zahl gewaltigen Heeresmassen gegenüber; aber sie glaubten an den Sieg ihrer Waffen und ihrer gerechten Sache. Im Reich Gottes war es immer so; die Gläubigen befanden sich stets in der Minderheit. Aber es gefällt Gott wohl, durch kleine Leute große Siege zu erringen; denken wir nur an Gideon, David, Daniels Freunde, die Apostel des Herrn und viele andere. Wir sind in unsern Tagen Zeugen der Siege auf dem Missionsfeld; denn unter allen Zonen breitet sich das Evangelium aus; Fetischmächte, Ahnenverehrung, Kastenstolz und Fanatismus werden überwunden durch die Kraft des Evangeliums. Jeder Sieg ist ein Glaubenssieg. Auf diesem Wege muß immer weiter gegangen werden, denn: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" Der Unglaube lähmt die Kraft des Gläubigen. Darum ist unser Gegenstand reiflichen Nachdenkens wohl wert.

Die Welt um uns hat ihre Ansichten, Urteile, Gepflogenheiten, in bezug auf welche es für den Gläubigen heißt: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich." Wie wichtig sind dem Weltmenschen die alltäglichen Fragen über Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung; wie viele gehen völlig darin auf; sie sind die Sklaven ihrer leiblichen Bedürfnisse. Da soll denn doch das Kind Gottes auf einer höheren Warte stehen und diese Sachen nach ihrem vergänglichen Wert einschätzen. Ebenso in bezug auf Erholung und Vergnügen darf der Gläubige nicht bei den Kindern dieser Welt in die Schule gehen und ihnen nachahmen. Aber auch in bezug auf Wissenschaft, Kunst, Politik und Sozialfragen gilt dasselbe: Wir haben uns nicht der Welt gleichzustellen. Unser Bürgerrecht ist im Himmel, und von diesem Standpunkt aus sollen wir auch die irdischen Dinge beurteilen und dieses Urteil nicht trüben lassen durch die Weltanschauung derer, die keine göttliche Offenbarung kennen oder anerkennen. Nun aber hat die Welt nicht bloß ihre eigene Meinung in diesen Sachen, sie behauptet darin ihre Autorität, nicht nur über ihre eigenen Kinder, sondern auch über die Kinder Gottes. Das zeigt sich nun am klarsten auf dem Gebiet der Religion. Es gibt bekanntlich auch eine religiöse Welt, und diese Dame ist sehr unduldsam. Die heidnische Welt, die jüdische Welt, die mohammedanische Welt und die christliche Welt sind sich darin ganz gleich geblieben; sie haben alle ihre Machtmittel angewendet, um den Gläubigen ihr Religionssystem aufzuzwingen. Aber alle wahren Gläubigen haben sich gegen diesen Zwang aufgelehnt und sich der Welt nicht untergeordnet. Unsägliche Leiden sind den Kindern Gottes zugefügt worden, Ströme von Blut der Märtyrer sind geflossen; aber gesiegt hat nicht die wutschnaubende, den Glauben vorschreibende Welt. Die Gläubigen sind noch da und protestieren gegen diesen Zwang, gehe er nun vom Staat oder von der Kirche oder von der Schule oder von der eigenen Familie aus. In unserem Lande herrscht gegenwärtig eine gewisse Freiheit. aber sie wird nicht immer dauern, der Antichrist wird sie nicht anerkennen; um so treuer sollten wir die jetzige Zeit der Freiheit benützen und nicht mitmachen, wo wir nicht hingehören. Wir sollen auch den Betrug der Welt nicht gutheißen, so wenig als ihren Zwang, d. h. wir sollen die weltliche Religion nicht unterstützen durch unsere Teilnahme.

Aber ebenso energisch muß der Kampf geführt werden gegen die Welt in uns. Das Fleisch ist nicht wiedergeboren, es gehört der Welt an. Darum sind Fleisch und Geist wider einander. Aber was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt: Die Demut den Hochmut, der Gehorsam den Eigensinn, die Sanftmut den Zorn, die Wahrheit die Lüge, die Reinheit die Sinnlichkeit und der Glaube den Unglauben. Halten wir daran fest:

Nicht das Fleisch, der Geist allein
Soll in uns der Herrscher sein,
Und wir wollen lauschen still,
Wenn er mit uns reden will.
Sieh, wir möchten, Herr, du weißt,
Wandeln nur nach deinem Geist,
Nichts soll seinem sanften Wehn
Hemmend mehr im Wege stehn!

— Zionspilger.

Das Gebet der Versinkenden.

Am 21. November 1873, nachts gegen 2 Uhr, während Gottes Sterne hell und freundlich vom Himmel herableuchteten und wie in melodischem Schwunge die Wellen ruhig auf und ab wogten, ging mitten auf dem atlantischen Meere das große, prachtvoll eingerichtete französische Dampfschiff „Ville du Havre," von dem englischen Segelschiff „Loch Earn" mit voller Wucht in die Seite gestoßen, zugrunde. Am 15. November hatte das Schiff bei klarem Himmel und günstigem Winde den Hafen von New-York verlassen. Eine große Gesellschaft von vornehmen amerikanischen Herren und Damen fand sich auf dem Schiff zusammen, um in ihm die Reise nach Europa zu machen. Fröhlich und wohlgemut nahmen sie von den Ihrigen Abschied und riefen ihnen, als sich der Dampfer endlich in Bewegung setzte, noch manches „Lebewohl!" und „Auf Wiedersehen!" zu. Ach, die meisten der Scheidenden sollten sich auf Erden nie wiedersehen!

Einen heftigen Sturm hatte das Schiff wacker bestanden, durch einen dichten Nebel, den gefährlichsten Feind der Schiffe, hatte es sich unbeschädigt hindurchgearbeitet, der Himmel war wieder klar und das Meer wieder ruhig geworden, da erfolgte des Nachts zwei Uhr ein fürchterlicher Stoß, der das Schiff von einem Ende bis zum anderen erbeben machte. Das Schiff „Loch Earn" war mit seinem Vorderteil gegen die Seite der „Ville du Havre" gerannt, hatte dieselbe eingestoßen und eine mehrere Ellen breite Oeffnung verursacht, durch die nun das Wasser wie ein Katarakt in das Schiff hineinstürzte, so daß es sofort zu sinken begann. Entsetzt stürzten die aus dem Schlaf gerissenen Passagiere auf das Verdeck. Eine heillose Verwirrung entsteht, denn das Schiff sinkt und sinkt und sinkt, und jeder sucht sich zu retten, so gut er kann. Einige hauen die Boote los, andere stürzen sich ins Meer, um sich durch Schwimmen nach dem anderen Schiff hinüber zu retten, andere laufen jammernd umher und suchen nach den Ihrigen, der Richter Peckham von Albany steht da und spricht zu seinem Weibe: „Wenn wir untergehen, so laß uns mutig sterben!" Doch was für eine seltsame Gruppe zeigt sich da hinten auf dem Schiff? Es sind amerikanische Frauen, die, auf ihre Knie niedergesunken, beten, während sie langsam, aber sicher in das weite Flutengrab hinabsinken! O wunderbarer, herzerhebender Anblick! Was beten sie doch, diese Frauen? Sind es Angstschreie der Verzweiflung, die sie ausstoßen? Sind es Klagen gegen Gott! Sind es Klagen über ihr furchtbares Geschick?

Nichts von alledem. Sie befehlen nur ihre Seelen in die Hände Gottes und flehen, daß er sie aufnehme aus Gnaden um Christi willen in sein ewiges Reich. Eine Mutter steht da, die jammert laut, sie schaudert vor dem Tode und vor dem feuchten Grabe, in das sie versinkt; aber ihre Tochter, ein junges, frisches, schönes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, umarmt sie und redet ihr Mut ein: „Courage, dear mamma, a struggle of a few seconds, and we shall enter heaven together!" (Mut, liebe Mutter, Mut; nur ein Kampf von einigen Sekunden, und wir gehen zusammen in den Himmel ein!) — Die Worte dieser jungen Heldin, die in der

„Times" von New-York von einem Augen- und Ohrenzeugen, der die Katastrophe mit durchmachte, mitgeteilt worden, verdienen aufbewahrt zu werden, wie sie sie gesprochen hat.

Betend sinkt die Gruppe in die Tiefe. Ach, nicht viel Zeit ist ihnen zum Beten vergönnt: Zwölf Minuten später schlagen die Wogen des Meeres über dem versinkenden Schiff zusammen; hier und da ertönt ein dumpfer Schrei, dann wird es ganz, ganz stille. Das Grab hat sich über den Opfern geschlossen!" —

Welch ein entsetzliches Geschick, der jähe Untergang einer Welt im kleinen; Und doch — mitten in seinem Schrecken welche liebliche Erscheinung diese betenden Frauen! Es ist wahr, vor dem Tode selbst bewahrt der Glaube nicht, auch die Christen müssen sterben; aber das, was den Tod so bitter und furchtbar macht, empfindet der Christ nicht. Bei ihm ist dem Tod der Stachel genommen. Ihm ist der Tod ein Bote, der ihn aus dem Schattenlande ins Reich des Lichtes, aus dem Tal des Todes ins ewige Leben führt. „Im Sterben Hoffnung geben mag Erdenweisheit nicht." Das ist gewiß wahr. Aber der Glaube an Jesum Christum bewährt sich nie herrlicher als in der Todesstunde. Da sehen wir bewahrheitet das Wort des Herrn: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" Ein leuchtendes Beispiel von dieser Segens- und Lebenskraft der Religion inmitten der Todesangst bieten auch jene betenden Frauen der „Ville du Havre" dar!

Laß, o lieber Leser, auch wenn wir nicht in solcher Gefahr stehen wie sie, doch unser tägliches Gebet zum Herrn sein:

„Einst in meiner letzten Not
Laß mich nicht versinken,
Soll ich auch den bittern Tod
Well' auf Welle trinken;
Reiche mir dann liebentbrannt,
Jesu, deine starke Hand."

Das einsame Grab.

Auf der japanischen Verbrecherinsel Sado liegt ein einsames Grab. Wenn man den Kundigen fragt, was es mit demselben für eine Bewandtnis habe, so vernimmt man eine ergreifende Geschichte. Vor vielen hundert Jahren waren am Hofe des Mikado in Kioto Streitigkeiten ausgebrochen. Der Kaiser wurde vom Throne gestoßen und durch einen andern Kaiser ersetzt.

Da man sich aber scheute, sein heiliges Blut zu vergießen — ist doch der japanische Kaiser ein Nachkomme der Sonnengöttin und selbst auch ein Gott — so schickte man ihn nach der Insel Sado, wo er mit den Sträflingen zusammen in den Bergwerken arbeiten mußte.

Die Verbrecher merkten bald, daß er nicht ihresgleichen war. Es war eine besondere Atmosphäre, die ihn umgab. Da haßten sie ihn. Er wurde gehöhnt und gelästert, gestoßen und gequält, wo immer man ihm nahe kam.

Eines Tages drang das Gerücht von der Palast-Revolution zu Kioto auch in die entfernten Bergwerke von Sado und mit einem Male — niemand wußte, wie es angefangen hatte — begann man den mißhandelten Sträfling mit scheuen Blicken zu betrachten, und dann fiel es wie Schuppen von den Augen der Verbrecher, und sie sanken auf ihre Knie nieder und beteten ihn an, den heiligen Sohn der Sonne. Göttlich verehrt, verbrachte er den Rest seiner Tage, und an seinem schlichten Grabe verrichten heute heidnische Japaner ihre Andacht.

Kennst du, mein lieber Leser, jenen anderen König, der heute, dem entthronten Mikado gleich, als ein niedriger Knecht durch die Fremde der Völkerwelt geht? Hast auch du schon durch sein schlichtes Kleid die strahlende Königsherrlichkeit hindurchleuchten sehen? Die Schar seiner Getreuen weiß es aus der Heiligen Schrift. Einst wird das Knechtsgewand von ihm abfallen, dann wird er dastehen in seiner königlichen Herrlichkeit, und alle Knie werden vor ihm sich beugen, und alle Zungen müssen bekennen, daß er der Herr sei, Jesus Christus. Auch wir schauen jetzt bereits flammende Anzeichen seiner wunderbaren Zukunft. Aber augenblicklich sind wir noch nicht im Jubeljahr. Heute geht unser himmlischer König noch in Knechtsgestalt durch die Länder, um bei den einzelnen anzuklopfen. Die eine Seele hört von Jesus die goldenen Worte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid," und ein anderer müder Pilger gewinnt neuen Mut, wenn er im Hebräer-Briefe von diesem Könige liest: „Daher mußte er allerdinge seinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, zu versöhnen die Sünden des Volkes. Denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden." (Hebräer 2, 17. 18.)

Dem König, welcher Blut und Leben
Dem Leben seiner Völker weiht,
Dem König werde Preis gegeben!
Erzählt sein Lob in Ewigkeit!
Singt alle Wunder, die er tut,
Doch über alles rühmt sein Blut!

Den König hat mein Herz gefunden,
Wo anders, als auf Golgatha?
Da floß mein Heil aus seinen Wunden,
Auch mich, auch mich, erlöst er da!
Für mich gab er sein Leben dar,
Der ich von seinen Feinden war.

Max Boden.

Vereinigte Staaten

Michigan.

Comins, Michigan, den 6. März 1918. L. Br. Wiens und Leser der werten Rundschau. Friede zum Gruß. Gesund sind wir hier in unserer Nachbarschaft. Von einem Sterbefall ist zu berichten. Es war die alte Großmutter Scharp, 93 Jahre alt. Sie starb am 27. Februar. Wir waren am 22. bei ihnen, und sie war damals noch ganz munter, dachte sich noch sehr stark, meinte aber, sie könne diesen Herbst nicht mehr gut sehen. Sie war sehr ungeduldig, sahe viel Feuer und meinte, das Haus werde abbrennen. Gleich nach Abendbrot wurde sie vom Schlage getroffen und lag sprachlos bis zum 27. Februar. Sie starb ruhig.

Der Februar hat uns nicht so hart behandelt als der Januar, obzwar er streng anfing. Der 5. Februar war der kälteste Tag diesen Winter, es war 25 Grad unter Null. Nachher wurde es gelinde. Wir haben viel Tauwetter gehabt, auch zweimal Regen. Aber hier im Norden taut es nicht so schnell als im Süden. Ueber drei Fuß Schnee will auch Wärme haben. Auf den Bergen hat das Vieh schon einige Tage Gras fressen können; aber heute schneit es wieder und somit wird es wieder mehr Futter kosten. Doch im März geht der meiste Schnee immer weg. Schafe kosten nicht so viel Futter; sie lieben das tote Blaugras. Sobald die etwas Gras finden, fressen sie kein Heu mehr.

Weil der Westen so von Farmern besiedelt wird, so schauen sich die großen Schafzüchter nach Weide um für ihre Schafherden. Unsere leitenden Michigan-Männer tun auch ihr Bestes, Schafzüchter herzubekommen. Es waren 20 Delegaten aus Michigan zur 59. jährlichen Schaf- und Wollezüchter Korporation gefahren, abgehalten in Salt Lake City. Da waren nahe an 1000 Delegaten von überall gewesen, die sich sehr für Michigan interessiert hatten. Viele haben versprochen, herzukommen. Auf der „obern," Insel ist Land für Schafzucht zu vorteilhaften Bedingungen zu erwerben. Hier bei uns ist auch noch alle Gelegenheit für Vieh- und Schafzucht. Hier ganz nahe bei uns ist ein Landkompler von nahe an 30,000 Acres, sehr gut geeignet für Schafzucht. Es sind auch noch andere kleinere Landkomplexe, will aber heute nicht mehr schreiben. Wer Lust hat, sollte mal her kommen und sehen. Ich habe bloß dieses geschrieben, damit die Leser sehen, daß in den Vereinigten noch keine Landnot ist. Nur Menschen fehlen her, die etwas Kapital haben, gute Uebersicht, Geduld und Ausdauer. Wer mehr über Michigan lesen will, sollte sich Probenummern des „Michigan Farmer," Detroit, Mich., kommen lassen. Herzlich grüßend, wollen wir heute schließen. C. Suderman.

Canada.

British Columbia.

Prince George, B. C.,
den 27. Febr. 1918.

Lieber Br. Wiens! Ich hatte vor einigen Tagen eine Zuschrift im „Zionsbote" veröffentlicht, die wie es scheint, unter unsern Mennoniten in den Staaten, viel Aufsehen erregt hat, denn ich bin völlig überhäuft worden mit Briefen aus den Staaten, die viele und sehr verschiedene Fragen stellen, so daß ich einfach nicht imstande bin, diese alle einzeln zu beantworten. Ich möchte gerne zurückgehen zu dem „Zionsbote", fürchte aber abgewiesen zu werden, weil man annehmen

möchte, dieses passe nicht für den Boten und so möchte ich Dich ersuchen, mir die Spalten der „Rundschau" leihen zu wollen, da wohl fast alle Leser des Z. B. auch die Rundschau lesen, und danke bestens im Voraus, und besonders freuen sollte es mich, wenn dieses bald gebracht werden könnte, denn die Leute werden auf Antwort warten.

In der erwähnten Zuschrift hatte ich auf drei Punkte aufmerksam gemacht: die Ruhe, welcher wir uns hier in Canada erfreuen, die notgedrungene Pflicht, die unsere vorgesetzten Brüder haben, sich nach einem Zufluchtsort für unsere Glaubensgenossen in den Staaten umzusehen und die Gelegenheit, welche Mittel-British Columbien dazu bietet.

Die hierauf eingelaufenen Fragen drehen sich um folgende Punkte, die hier Beantwortung finden sollen, so gut ich es imstande bin und die Sache erforscht habe. Niemand darf die Richtigkeit derselben bezweifeln, denn ich schreibe was ich erfahren habe und wer herkommt, wird es so finden.

1. — Sind die Menoniten in Canada vom Militärdienst ganz ausgeschlossen?— Sie sind so erstens, laut dem Anno 1873 mit der Regierung abgeschlossenen Vertrag und dann hat auch die Proklamation, die das Registrieren vorschreibt, eine Klause, in welcher es vorschreibt, daß sie nicht registrieren dürfen.

2. — Würden die Mennoniten, die jetzt aus den Staaten kommen sollten, dieselben Rechte erhalten? — Wenn sie zeigen können, daß sie zu mennonitischen kirchlichen Gemeinden gehören, kommen sie unter denselben Vertrag, denn der Vertrag hat soweit keine Aenderungen erhalten und gilt den damals und später hereingekommenen Mennoniten.

3. — Wie steht es mit den ungläubigen Kindern, die sich unsern Gemeinden nicht angeschlossen haben? — Der Wortlaut des Artikel 10 in dem betreffenden Dokument sagt: „Den Mennoniten ist die vollste Ausführung ihrer religiösen Grundsätze ohne irgend welche Belästigung oder Einschränkung gesetzlich gestattet, und dasselbe Vorrecht erstreckt sich auch auf die Erziehung ihrer Kinder in den Schulen." — Von diesem Gesichtspunkte aus sollte man auch unsere Kinder schon als Mennoniten zugehörig betrachten dürfen, da ja auch ihretwegen die Freiheit gesucht und gesetzlich gestattet wurde.

Was nun folgt bezieht sich auf die Gegend bei Vanderhoof, wo die Mennoniten vorigen Herbst mehrere Sectionen aufgenommen haben und wohin im Frühjahr mehrere gehen wollen. Vanderhoof ist eine kleine Stadt mit etwa 200 Einwohnern am Nechaco Flusse gelegen. Von Vanderhoof auf der Bahn bis zur Küste des Stillen Oceans sind es 398 Meilen, bis zu den Buchten des Oceans etwa 150 Meilen. Der japanische heiße Strom an der Küste beeinflusst und macht das Klima mild. In Vanderhoof sind verschiedene Stores, Hotel, Doctor usw. Der Name ist nach dem Eigentümer des Stadtplanes, Herrn Herbert Vanderhoof, einem Holländer.

4. — Wie ist der Boden des Landes beschaffen? — Der Boden ist ein grauer, sandiger Lehm, der sehr fruchtbar ist. Er ist locker und es bedarf nur zwei Pferde einen gewöhnlichen Pflug zu ziehen. Der Unterboden ist ein gelber Lehm, der auch nicht hart ist.

5. — Ist es Prairie oder Waldland? — Alles Land ist mit Busch oder Wald belegt und muß geklärt werden. Das Holz besteht in weißen Pappeln, Sprossentannen und Schwarztanne. Das meiste Land ist sehr leicht bewaldet und daher leicht zu klaren. Die Wurzeln der Bäume sitzen oben. In den meisten Fällen ist ein Stumpfenzieher nicht erforderlich. Offene Grasstellen sind wenig. Zwischen den Baumen ist genügend Gras für Viehweide. Das Winterfutter wird man ziehen müssen. Zahmes Gras tut hier sehr gut, weil der Boden locker ist.

6. — Was kann mit Erfolg gezogen werden? — Alle Getreide- und Grasarten. Alfalfa und Klee schneidet man zwei Mal und Timotheumgras zuweilen auch zwei Mal. Gemuse tut ausgezeichnet gut und man darf nicht zweifeln, daß auch Obstbaume gut tun werden. Beerenobst wächst in Hülle und Fülle und ist sehr geschmackhaft. Der Ertrag vom Getreide und Gemuse ist sehr gut, und da ich die Verhältnisse der Ertragsfähigkeiten in den meisten Staaten drüben kenne, so ist es besser, wenn ich den Ertrag an Buschel hier nicht erwähne, sonst glaubt man mir nicht. Kartoffeln tun ausgezeichnet gut und haben einen sehr guten Geschmack und bleiben gut bis zur nächsten Ernte.

7. — Wie ist der Markt? — Alles was der Farmer zieht hat einen sehr guten Preis und der Markt wird der Verhältnisse der Province wegen stets ein sehr guter bleiben. Butter ist jetzt 55c. Eier verkaufen wir für 85c. per Dtz. Fleisch ist teuer.

8. — Wie ist das Klima? — Wunderschön. Kein Californien; aber vier sehr angenehme Jahreszeiten, wie ich es vom Süden Rußlands kenne. Extreme, wie große anhaltenden Kälte und Hitze mit ewig blasenden starken Winden sind nicht. Die Luft ist weich und leicht. Kein Malaria in der Luft. Der Regen stets angenehm warm. Es giebt keine Gewitter mit Blitz und Donnerschlägen, keine Hagelschauer, keine heißen Winde. Es ist dem Klima Oregons sehr vergleichbar, außer das es im Winter kälter ist und im Sommer nicht so manigfaltig von der See beeinflußt wird. Der Schnee kommt im Dezember ehe der Boden friert und so friert die Erde nicht und ist offen für das Frühlingwasser. Hier kann man ein wirkliches Heim machen, wo die Natur mithilft.

9. — Sind noch Heimstätten zu haben? — Ja, es sind noch einige Heimstätten im Norden von Vanderhoof, wo die Mennoniten aufgenommen haben und noch ziemlich viel im Süden, die jedenfalls auch bald vergriffen sein werden.

10. — Wie teuer ist wildes Land und welches sind die Kaufsbedingungen? — Es wird von $7 bis $15 per Acker verkauft. Etwa $2 per Acker Baar und der Rest auf mehreren Jahren (nicht mehr wie 10) zu 6% Zinsen.

11. — Wie viel Kapital braucht man um einen guten Anfang zu machen? — Jemehr, desto besser, denn man kann es immer gut anwenden, aber einen guten Anfang kann man auch mit $1500 machen oder wer die nötigen Pferde, Kühe, Hühner und Gerätschaft hat, kann auch mit weniger anfangen. Manche fangen ohne Geld an. Bau- und Brennholz ist genügend an den Flüßen und Seen erhältlich und darin erspart man viel Geld wenn man das nicht kaufen darf.

12. — Wie ist der Regenfall? — Dem Regierungsberichte nach 28 Zoll im Jahre. Jedenfalls genügend, daß Bewässerung nicht nötig ist.

13. — Wie kalt wird es im Winter? — Wir haben es an zwei Tagen 40 unter Null nach Fahrenheit gehabt. Doch da nicht Wind ist, fühlt man die Kälte nicht. Sie hält auch nie länger wie zwei Tage nacheinander an, dann bricht die Temperatur von der Meeresküste sie wieder. (Im Sommer steigt die Hitze nicht über 90 Grad nach F.) Schnee haben wir zu viel, etwa 3 Fuß tief. Wenn die Gegend aber erst wird besiedelt sein und die Verbindungen zwischen den Farmern besser sind, ist das nicht schlimm.

14. — Ist die Ernte sicher? — Punkt 8 zeigt dieses, und man sagt hier, es giebt und kann hier keine Mißernte geben und wer die Verhältnisse studiert, wird es leicht glauben können. Wir mögen anfänglich hin und wieder mit leichten Früh- oder Spätfrösten zu kämpfen haben, also wo sind die nicht in Amerika, selbst in Kansas, Nebr. und Minn. Wer im Frühjahre nicht aufs Feld geht ehe die Sonne ihm auf den Pelz brennt, dem mag das Getreide wohl im Herbste erfrieren; dem Frühauf jedoch wird es nicht vorkommen.

15. — Sind schädliche und lästige Tiere und Insekte? — Nicht, außer einigen Mücken für eine Weile im Sommer. Keine giftigen Schlangen und anderes Reptil. Auch habe ich keine Kartoffelkäfer gefunden, noch Spuren der Hessenfliege gesehen.

16. — Wie ist das Wasser? — Ausgezeichnet, kein schlechtes, nicht auf noch in der Erde. Es giebt viele Quellen und kleine Creeks, kleine und große Lakes und Ströme, und sind letztere reich an Fische der besten Sorten.

17. — Beschaffenheit des Bodens ist wie? — Wellenformig. Auf Stellen ganz eben. Keine großen Berge.

18. — Wie sind die Wege? — Natürlich nicht zu best, wie dieses in jeder neuen Gegend der Fall ist. Doch die Regierung hilft sehr mit und man kann überall Autos gebrauchen.

19. — Wann ist die beste Zeit, das Land und die Gegend zu besehen? — Im Juni und später im Sommer. Man komme nicht zu früh, da die Wege dann

Fortsetzung auf Seite 9.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

20. März 1918.

Editorielles.

— „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien." So antwortet Jesus den Pharisäern auf ihre Forderung, daß er seine Jünger strafen solle, weil sie ihn als „ein König" ausriefen.

— Man hat nach dem Tode und späterer Himmelfahrt Christi versucht, die Jünger des Herrn zum Schweigen zu bringen, hat es aber nicht vermocht. Das Evangelium von der rettenden und seligmachenden Gnade mußte ausgebreitet werden, ungeachtet des Widerstandes, den man seiner Verkündigung entgegensetzte, und Gott hat jederzeit für Mittel und Wege gesorgt, dies zu bewerkstelligen.

— In unserer Zeit ist es den Boten Christi recht leicht gemacht, die Botschaft des Heils auszutragen. Kein fanatischer Pharisäer von weitreichendem Einfluß ist da, der fordern könnte: „strafe doch deine Jünger!" Sie werden vielmehr von allen Seiten für ihren Eifer gelobt, so daß einige von ihnen schon geklagt haben, sie hätten geglaubt, der Geist Gottes habe sie getrieben, und nun erfahren sie, daß das Lob der Menschen sie angespornt habe. Und doch scheint es uns manchmal, als ob hier und dort dann und wann Steine mit der Verkündigung des Evangeliums betraut werden. Am Ende ließen sich die wahren Jünger Jesu nicht rückhaltlos von Jesu Geist leiten, und so mußte der Herr einen mit dem Predigeramt betrauen, für den es sonst nicht bestimmt war und der es auch nicht in einer Gott wohlgefälligen Weise verwaltete. Aber er ist ja „ein Stein," weil kein lebendiges Gotteskind, und man kann nicht dasselbe von ihm verlangen, was man von einem Gotteskinde verlangen kann. Ihm gereicht das Wort, welches er selbst predigt, nicht zum Leben; aber es wird ausgestreut, und wenn es auf fruchtbaren Boden fällt, mag es Früchte bringen.

— Eben wird uns mitgeteilt, daß unsere Familienkalender in Canada vom 1. März an verboten sind. Amtlich sind wir noch nicht benachrichtigt worden, aber wir machen diese Mitteilung, daß wenn jemand seinen Kalender nicht erhält, er weiß, was die Ursache ist.

— Ein Unwohlsein, wahrscheinlich Grippe, hinderte mich vorige Woche an der Arbeit und ist schuld, daß nicht alle Berichte, die bereit liegen, in dieser Nummer erscheinen. Wir hoffen jedoch nächste Woche alles nachholen zu können. Diese Krankheit hat in mehreren Häusern ihre Runde gemacht, einem mehr, dem andern weniger zusetzend. Sie scheint ansteckend, aber auch von der Witterung abhängig zu sein.

— Wir nähern uns wieder dem Frühjahr, der herrlichen Zeit, wo wieder auflebt, was vom Winter in monatelangem, todesähnlichen Schlaf gehalten wurde. Dies weckt in uns die leise Hoffnung, daß sich auch in anderer Beziehung dies und das zum Bessern wenden wird. Aber, wenn wir im Blick auf die herannahenden Feste erwägen, was der Grund und die Bedeutung derselben ist, wenn wir zuerst unsern Blick auf den Einzug Jesu in Jerusalem und dann auf seine Gefangennahme nach dem Kampf im Garten, seine Verspottung und Peinigung richten, will uns das Aufleben der Natur und die Hoffnung, welche dasselbe in uns erweckte, fast wertlos erscheinen, wäre nicht noch das herrliche Osterfest zu erwarten, welches wir zur Erinnerung an Jesu wunderbare Auferstehung feiern werden.

Aufruf!

Die rasche Zunahme dieses Teiles des Werkes des Herrn in dem Mennoniten Diakonissen Hospital in Beatrice, Nebraska, veranlaßt uns, diesen Aufruf zu erlassen.

Das Hospital ist mit Patienten so angefüllt, daß unsere Schwestern die Arbeit auf die Dauer kaum ausführen können. Wir trauen Gott, daß er unser Gebet zu ihm erhören wird und uns mehr Arbeiter senden in dieses Feld seiner Mission, und daß viele unserer jungen christlichen Schwestern mögen hören auf die Mahnung: „Geht auch ihr in den Weinberg, und was recht ist, soll euch werden."

Wer sich geneigt fühlt, in diesen Dienst zu treten, sollte an unsern Bischof (Aeltesten) Gerhard Penner, 700 West Court Str., Beatrice, Nebraska, schreiben, welcher Vorsitzender der Hospitalbehörde ist und gern jede gewünschte Information geben wird. The Board of Trustees.

Beatrice, Nebraska, Februar 1918.

Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Matth. 9, 37.

Einladung

Zur Oklahoma Fortbildungs-Schule
bei Meno, Okla.
Zum Schulschluß und zur Spezialversammlung der Okla. Konvention.

D. 25. bis 27. März.

Beginnend **Montag Abend**, d. 25. März, soll der Schulschluß hier stattfinden. An dem Abend Gesangvorträge und andere Probeleistungen von Schülern der Fortbildungs-Schule.

Dienstag: 1. Prüfungen in Klassen aus beiden Schulen (Vorbereitungs- und Fortbildungsschule). 2. Kurze Ansprachen und Berichte der Lehrer. 3. Graduieren von der Vorbereitungs-Schule, wo auch mehrere Schüler der Fortbildungs-Schule den Kursus beendigen. 4. Beginn der Spezial sitzung der Okla. Konvention.

Mittwoch Vormittag: Fortsetzung und Schluß dieser Spezial Konvention.

Zu diesem für unsere Okla. Schulsache so wichtigen Tage laden wir herzlich ein und hoffen auf zahlreichen Besuch.

Achtungsvoll, das Schulkomitee.
John Lichti.
H. R. Voth.
J. B. Epp.

Die Spezialsitzung d. Okla. Konvention am 26. & 27. März, in Verbindung mit dem Schulschluß bei Meno, soll hauptsächlich den Zweck haben, die Einrichtung der Fortbildungs-Schule permanent zu machen nach diesem so erfolgreichen Probejahr. Diese Sache kann nicht gut warten bis zur Konvention im Herbst. Auch soll, soviel die Zeit erlaubt, über die Militärsache mit ihren verschiedenen Anforderungen an uns, im Camp und daheim, beraten werden.

Im Auftrage der Beamten d. Okla. Konv., P. R. Voth, Vors., J. G. Bärgen, Schreiber, machen wir dieses in dieser Verbindung bekannt. Das Schulkomitee.

Einladung
seitens der Gemeinde bei Meno.

Der Meno Teil der Gemeinde ladet herzlich ein zur Teilnahme an diesen Versammlungen. Die Schulsache ist uns soviel wert — und noch mehr — daß wir freudig die Aufnahme und Beköstigung der Gäste übernehmen, und zwar frei. Kommt, wir wollen miteinander die Reichsache Gottes bauen, auch in dieser schweren Zeit! Die Gemeinde bei Meno.
Gruß,
J. B. Epp.

Mission.

Mokwa via Jebba, Nigeria, W. Afrika, den 25. Januar 1918. Werte Leser der Rundschau, einen herzlichen Gruß zuvor mit Psl. 116, 12. Diese Frage steigt auch in uns auf, wenn wir es erwägen, wie gut der Herr zu uns ist. Wie sollen wir es ihm vergelten? Wir sind es nie im Stande. Der Herr hat viel an uns getan in vergangener Zeit, deß sind wir fröhlich und fühlen als der Altvater Ja-

kob, als er ausrief: „Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast," 1. Mose 32, 10. Wenn wir zurückschauen, dann haben wir viel Ursache, dem Herrn zu danken, denn er hat uns in vergangener Zeit mit allem versorgt, das uns not tat. Ja, der Herr ist treu; er hat uns noch nie verlassen. Wenn wir auf uns blicken, dann finden wor so viel Mangelhaftes. Manches würden wir uns anders wünschen. Aber schauen wir auf Jesum, dann freuen wir uns, daß er immer unveränderlich ist in seiner Liebe und Geduld. Er verläßt die Seinen nicht, wenn sie sich nur an ihn halten. Dieses haben wir schon oft erfahren.

Morgen zwei Wochen zurück klagte mein lieber Franz über Schmerzen im Rücken. Aber er achtete es nicht genug um zu Bett zu gehen. Den nächsten Morgen, Sonntag fuhr Br. Hohnuth auf seinem Zweirad nach B——, etwa 14 M. von hier, um dort eine Versammlung zu halten, und wir wollten in Mokwa die Arbeit übersehen. Als er eben weg war, wurde mein lieber Franz so krank, daß er ins Bett mußte. Er hatte große Schmerzen und sagte mir, ich solle gehen und die Versammlung übernehmen. Ich dachte, das wäre gar nicht möglich, aber der Herr half uns, und es ging ganz gut. Auf Mittag kam Br. Hohnuth wieder zurück und war überrascht, meinen lieben Franz im Bett zu finden. Die Krankheit hatte in wenigen Stunden sehr zugenommen. Ja, liebe Geschwister, so schnell kann auch einmal der Tod kommen, und wie ist es dann so schön, wenn wir treu gewesen sind. Möchte der Herr uns helfen, ihm treu zu dienen, weil wir noch hier sind. Eine Woche hat er fest zu Bett gelegen und konnte nicht immer an den Tisch kommen zur Mahlzeit. Doch heute ist er soviel besser, daß er schon beinahe den Tag über auf ist, welches schon viel wert ist, denn es ist schwer in dieser heißen Zeit im Bett zu sein. Dem Herrn die Ehre! Wir haben es in letzten Zeit besonders gefühlt, daß wir viel betende Geschwister haben. Wir danken für Eure Gebete und bitten, unser auch ferner vor dem Throne der Gnade zu gedenken, denn wir bedürfen Eurer Gebete seh nötig. Die Finsternis um uns her ist groß, aber blicken wir auf den Herrn! O wie herrlich: bei ihm ist es licht.

Wir haben hier viel Arbeit, und es scheint, als ob fast nicht Zeit ist zum Krank sein. Br. Hohnuth und einige Eingeborne haben in letzter Zeit mehrere neue Dächer auf diese Häuser gebracht. Die weißen Ameisen sind hier so schlimm, daß sie die Grasdächer in ein oder zwei Jahren ganz zerfressen. Jetzt eben hat er uns verlassen und will nach Chart reisen, um dort eine Station zu bauen. Jetzt ruht alle Arbeit hier in Mokwa auf uns, und wir fühlen besonders, daß wir die Gebete der Lieben daheim bedürfen, um weislich zu handeln in allen Dingen.

Gestern brachte die Post uns die schöne Summe von $65.00, welche Br. C. B. Wiens uns schickte. Weil wir glauben, daß die Geber Leser der Rundschau sind, so möchten wir denselben durch dieses Blatt unsern innigen Dank ausdrücken. Der Herr möge es jedem persönlich vergelten! Möge er uns Weisheit geben, alles recht anzuwenden. Hätten wir die Namen der Geber, dann würden wir ihnen persönliche Dankbriefe schreiben, aber jetzt möchtet ihr dieses aus Liebe annehmen. Wir wünschen Euch allen Gottes reichen Segen und viel Freudigkeit am Herrn in dieser traurigen Zeit.

Noch einmal dankend für Eure Liebe und Vertrauen in uns, verbleiben wir Eure geringen Geschwister im Herrn,

Agnes und F. E. Hein.

Fortsetzung von Seite 7.

nicht zu best sein werden.

20. — Wie ist die Arbeitsgelegenheit? — Es sind hier mehrere Sägemühlen, (15) die viel Leute anstellen und gut bezahlen, und wenn es dem armen Manne an Arbeit u. Geld mangelt, wird immer etwas zu verdienen sein.

Es wären noch manche andere Fragen zu beantworten, und ein Fragesteller hat es in der Kunst bis auf 47 gebracht. Ich will es nun mit den 20 bewenden lassen. Noch möchte ich sagen, daß ich nicht genügend Karten bekommen kann, um zu versenden, jedoch kann man solche von der Regierung frei haben. Man schreibe um Karte Nummer 3B an Minister of Lands for the Province of B. C., Victoria, B. C. Wer eine weitere Beschreibung des Vanderhoof Landes haben möchte, schreibe mir darum.

Die Leute in den Staaten sollten an den Canadian Government Agent in den Hauptstädten der Staaten schreiben um Landsucher Rates und können dann für 1c. per Meile bis nach Edmonton fahren. Von dort kann ich Ihnen zu einer Rate von etwa 1½c. per Meile verhelfen, wenn sie mir schreiben.

Ich will auch hier noch einmal wiederholen, daß ich glaube unsere vorgesetzten Brüder sollten die Sache des Zufluchtsortes und der Gelegenheiten in die Hände nehmen und Delegaten hersenden, die Gegend und die Verhältnisse zu studieren. Solche sollten jedoch nicht nur auf einen oder zwei Tage kommen, die sollten sich hier Wochen aufhalten, um ein richtiges Studium der Verhältnisse vor zu nehmen. Der Boden ist gut, Markt gut und Klima ausgezeichnet. Wie sollte man mit Fleiß und Ausdauer nicht ein gutes Leben und angenehmens Heim in dieser Gegend machen können! Ich werde nach Vermögen mit Auskunft und Rat bei stehen und will mein bestes versuchen mit der Ansiedlung mit zu gehen. Diese Gegend hat eine große unbezweifelbare Zukunft und wird manchem zu Brot und Wohlstand verhelfen, und das gebe Gott!

P. P. Kröker.

Die Mennoniten und der Krieg.

Es gebührt uns, der Redaktion des „Nordwesten" für die unter obiger Ueberschrift gebrachten Aeußerungen seitens des Herrn Beamten E. R. Chapman in einer Tageszeitung Dank zu wissen. Der Unterzeichnete möchte solches hiermit tun, und sich zugleich die Freiheit nehmen, ein Seitenstück unter derselben Ueberschrift zu schreiben.

Die Mennoniten kamen um ihrer Bedrängis in Rußland wegen ihrer Wehrlosigkeit zu entgehen in dieses Land, und wenn sie ihren Grundsätzen getreu nachleben, muß notwendig folgen, daß sie auch ihre Kinder demgemäß unterrichten und erziehen, und von der seiner Zeit in Ottawa erlangten Freiheit Gebrauch machen, wie Artikel 10 in dem betreffenden Dokument wie folgt besagt: „Den Mennoniten ist die vollste Ausführung ihrer religiösen Grundsätze ohne irgend welche Belästigung oder Einschränkung gesetzlich gestattet." Und dasselbe Vorrecht erstreckt sich auch auf die Erziehung ihrer Kinder in den Schulen."

Von diesem Gesichtspunkte aus sollte man auch unsere Kinder schon als den Mennoniten zugehörig betrachten dürfen, da ja auch ihretwegen die Freiheit gesucht und gesetzlich gestattet wurde.

Daß die Mennoniten es an einigen neuen Plätzen, zumal hier in Alberta, obschon in geschlossener Gruppe zusammen wohnend, nicht besser verstanden haben solches Vorrecht auszunützen, müssen wir als eigenen Schaden bedauern, ohne etwa die Regierung beschuldigen zu müssen. Möge es uns gelingen, ungeachtet einiger Opposition, das Versäumte noch nachzuholen.

Mit der Bildung und Erziehung unserer Jugend, mit biblischem Unterricht schon in der Schule, werden wir unsern Mitbürgern und selbst der Regierung nur Ehre machen, indem wir unsere Kinder dann zu ehrlichen, gewissenhaften und fleißigen, dem Lande nützlichen Bürgern erziehen.

Es ist sehr wünschenswert, daß wir als Mennoniten uns auch in anderer Hinsicht als nur nicht am Kriege auch nicht indirekt Teil nehmen zu wollen, unsern religiösen Grundsätzen gemäß benehmen möchten. Denn wenn unsere Regierung ihre Maßnahmen nach der Aufführung einiger unseres Volkes gemacht hätte, oder machen wollte, dann müßte es uns schlechter gehen, als nur uns schämen zu müssen, wie z. B. bei Einführung der Prohibition durch Kundgebungen solche Stellung zu nehmen, als bedauere man dem Trinkübel Abschied geben zu sollen, welches ohnehin ein Schandfleck unseres Volkes war; denn ein Trunkenbold und ein Christ, damit wir nicht sagen ein Mennonit, sind zwei große Verschiedenheiten.

Daß die Mennoniten nicht eine Nation sondern religiöse Sekte sind, wie der Herr Beamte sie zu nennen beliebt, ist ja wahr, und wo immer diese ihren Grundsätzen getreu nachgelebt hat, sind sie identisch mit der zur Zeit der Apostel von den Juden sogenannten Sekte der Nazarener, der an allen Enden widersprochen wurde, und deren Los es oft war, befolgen zu müssen, was ihr Meister Jesus von Nazareth gesagt hatte: „Wenn sie euch in eine Stadt

verfolgen, so fliehet in eine andere, denn „mein Reich," sagte er, „ist nicht von dieser Welt, sonst würden meine Diener darob kämpfen."

Und darum wollen die Mennoniten auch heute noch zu den Nichtkämpfenden gehören. Was, Dank unserer Regierung, heute noch hier in diesem Lande geschehen darf. Peter Töws.

Swalwell, Alberta.

Eingesandt von P. P. Kröker.

Saskatchewan.

Waldheim, Saskatchewan, den 28. Februar. Gruß an Editor und Leser der Rundschau. Von hier ist zu berichten, daß das Wetter gegenwärtig ganz angenehm ist. Morgens ist es nur 10 Grad kalt, und am Tage ist es dann schöner. Doch weiß man nicht, wie lange es anhalten wird; doch wir kommen näher zum Frühling, was uns freut, denn des Winters Strenge haben wir wieder sorecht erfahren. Bei manchen Leuten ist der Frost in den Keller eingedrungen und hat Schaden angerichtet, bei manchen auch am Körper.

Als wir auf dem Zuge nach Saskatoon zur Schul-Trustee Convention waren, hörten und sahen wir eine recht traurige Geschichte. Es waren drei kleine Mädchen auf dem Zuge, welche zur Waisenanstalt nach Regina gebracht wurden. Ihre Mutter war am Weihnachtsfest gestorben, und der Vater hatte zu Neujahr seinem Leben selber ein Ende gemacht. Somit waren die Kinder vor Angst aus dem Hause gelaufen, und die Hände der Kleinsten waren ganz erfroren.

Wie schon erwähnt, fuhren wir zur Convention. In Saskatoon angekommen, hieß es, daß alle Delegaten sich regristrieren lassen müßten, um Eintritt zu bekommen. Zur Registrierung mußten wir alle um 7 Uhr morgens im Basement der Methodistenkirche kommen. Dort kam ich in der zweiten Reihe vom Schreiber zu stehen; da ich es aber nicht gewohnt war in solchem Gedränge, sah ich mich plötzlich wenigstens 20 Fuß vom Herrn Schreiber entfernt. Weil der Zudrang immer größer wurde, so hatten sie die Herren Schreiber mit all ihren Tischen und Stühlen an die Wand gedrängt, wo dieselben, um nicht eingeklemmt zu werden, auf ihre Tische steigen mußten. Somit konnten wir den ersten Tag ohne zu registrieren alle in das Lokal eintreten, wo die Convention stattfand. Sie hatten sich etwas übernommen, was sie nicht ausführen konnten; denn es waren bei dreitausend, die in das Basement eindrangen, um zu registrieren, und ein Jeder wollte der Erste sein. Wie es in dem Lokal, wo die Convention stattfand, zuging, davon will ich nicht mehr schreiben, als daß ich jedesmal, wenn erst einmal der größte Teil der Versammlung anfing zu schreien, mit den Händen zu klatschen und mit den Füßen zu stampfen, mich nach der Tür umgeschaut habe, wie ich am besten hinauskommen könnte.

Als diese Convention aus war, fuhr ich nach Dalmeny, wo die Br. Gemeinde auch so etwas wie eine Convention hatte. Aber da habe ich mich doch ganz anders gefühlt. Die schönen Ansprachen über Gottes Wort, die verschiedenen Chorgesänge und die Musik, all das war erquickend. Dies war ein Dirigentenkursus, der mit einem Sängerfest schloß. Von dieser Stätte, glaube ich, ist jeder mit einem Segen weggegangen. Es war mir groß und wichtig: Wenn es hier schon so schön ist, was wird's für Wonne droben sein, wo man die heiligen Engelchöre wird anhören können und selbst mit der Gottesharfe am gläsernen Meer stehen wird dürfen, um Gottes und des Lammes Lob zu erhöhen. Möchte es allen, die sich Gottes Kinder nennen, gelingen, dorthin zu gelangen. Aber um dort zu sein und in dem Chor zu stehen, müssen wir gewaschen sein im Blute des Lammes.

Ich hatte Gelegenheit einen Männerchor der Heilsarmee und ihre Zeugnisse anzuhören, wie sie die Erlösungskraft Jesu rühmten und auch die Erhaltungskraft, wenn es auch viel Versuchung, Schmach und Hohn gibt, so kann Jesus uns doch erhalten, wenn wir nur bei ihm bleiben, welches mein Verlangen und Wunsch ist.

Als ich die Korrespondenzen verschiedener Zeitschriften las, fand ich, wie es das ernste Streben eines Lesers war, den Vers zu beobachten: „Vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben." Das ist auch ein sehr wichtiger Vers für diese Zeit, und mein Wunsch ist, daß ich das recht herzlich für mich selbst beten möchte. Wenn wir nur andere im Auge haben, dann nützt das nichts, ob wir es täglich beten. Wenn wir mal einige Wochen oder einige Jahre auf unser Leben zurückschauen und sehen wie wir vergeben haben, dann werden wir uns auch jetzt in dieser Zeit ganz gut zurechtfinden können, denn aus Römer 2 aus den ersten Versen können wir noch etwas lernen, was einem manchen zum Nutzen für die Zukunft sein kann. Gottes Wort beweist es auf der angegebenen Stelle klar, daß wir auf einen Andern schieben, was wir selber sind.

Ehe ich zum Schluß komme, möchte ich noch erwähnen, daß in meinem vorigen Aufsatz es heißen sollte: „Bei Onkel Anton Heppner," anstatt „bei Jakob Heppner." Das ist wohl deswegen, weil ich vergessen hatte, Onkel Jakob Heppner in California zu grüßen. Gruß und Wohlwunsch an alle Leser der Rundschau.

P. C. D. Unruh.

Ueber das Reisen nach Kanada.

Aus dem „Vorwärts".

(True translation filed with the postmaster at Hillsboro, Kans., on Mar. 1st, 1918, as required by the act of Congress of Oct. 6, 1917.)

Da die Regierung der Vereinigten Staaten und Kanada Verträge unterschrieben haben, um die jungen Männer im wehrpflichtigen Alter auszutauschen, so ist es klar, daß niemand dem Militärdienst durch Flucht nach Kanada entgehen kann. Nur wenn er ein kanadischer Bürger und ein **Mennonit ist, könnte einem solchen das** Hinübergehen nach Kanada etwas helfen, und dann braucht er nicht zu fliehen.

Will jemand gegenwärtig das Land verlassen, so muß er von der Regierung einen Reisepaß bekommen. Nur nach Kanada ist dieses nicht nötig, nicht einmal für die registrierten jungen Männer. Diese müssen aber, wenn sie über die Grenze gehen wollen, anstatt einen Reisepaß von ihrer Lokal-Behörde einen Erlaubnisschein (Permit) bekommen. Sie müssen angeben, wie lange sie sich in Kanada aufzuhalten gedenken, müssen ihre dortige Adresse angeben und versprechen, sich in Bereitschaft zu halten, und auf einen Ruf ihrer Behörde sofort Folge zu leisten.

Ohne die Erlaubnis seiner Lokalbehörde darf also jetzt kein Registrierter eine Reise nach Kanada antreten, und die Behörde darf ihm die Erlaubnis verweigern, wenn sie meint, Ursache dazu zu haben. Ein solcher junger Mann muß folgende Applikation unterschreiben und seiner Lokal-Behörde vorlegen:

I, ..., Order No. .. ..,Serial No. .. .., being desirous to be absent from the United States for the purpose of .. .. .., hereby apply for a permit to leave the country. My absence may be expected to continue, if a permit is issued, from approximately .. .. to approximately .. .. My address while absent will be .. .. .. I understand my obligations under the law and promise to keep myself informed as to my proximity to call and to return immediately upon call by this Local Board. I also promise to keep this Local Board informed of any change of my address during my absence.

Auf Deutsch:

„Da ich, ...Order No. . . . Serial No. . . .. den Wunsch habe, die Vereinigten Staaten auf eine Weile zu verlassen, zum Zwecke eines . . . , so mache ich hiermit eine Applikation um die Erlaubnis, das Land zu verlassen. Meine Abwesenheit wird, wenn die Erlaubnis gewährt wird, etwa vom . . . . bis zum . . . dauern. Meine Adresse wird während der Abwesenheit sein . . . . Ich verstehe meine Pflichten unter dem Gesetz und verspreche mich in Bereitschaft zu halten für einen etwaigen Ruf, der mir bevorsteht, und sofort zurückzukommen, wenn ich von dieser Lokalbehörde einen Ruf erhalte. Auch verspreche ich, diese Lokal-Behörde davon in Kenntnis zu setzen, wenn ich während meiner Abwesenheit meine Adresse wechseln sollte."

Dies muß vor einem Notar bezeugt werden.

Man sieht also, daß für einen im militärpflichtigen Alter während des Krieges auf gesetzlichem Wege keine Auswanderung in Betracht kommen kann. Nach einem anderen Lande zu gehen, ist noch bedeutend schwieriger als nach Kanada, da sonst ein regelrechter Paß erforderlich ist. Aber in jedem Fall kann man nur aufs nachdrücklichste raten, in jeder Hinsicht innerhalb der Gesetze und Verordnungen des Landes zu bleiben. Dies ist der ein-

zige Weg, der gute Folgen bringen kann: jeder andere Weg, der gewagt wird, kann für die Zukunft nur schlimme Folgen haben und ist auch unsrer unwürdig!

Vom neuen kanadischen Militärgesetz habe ich von der kanadischen Regierung in Ottawa mehrere Exemplare erhalten, die solche bei mir haben können, die sie brauchen werden. Auch hat die Regierung mir eine amtlich beglaubigte Kopie des Privilegiums von 1873 gesandt, wodurch den Mennoniten in Kanada Freiheit von allem Militärdienst versprochen wird.

J. G. Ewert.

Die letzten Karten von den Aushebungsbehörden.

Aus dem „Vorwärts."

(True translation filed with the postmaster at Hillsboro, Kans., on Mar. 1st, 1918, as required by the act of Congress of Oct. 6, 1917.)

Viele der jungen Männer, die bisher nur die ersten Karten von der Lokal-Behörde wegen der Familienangelegenheiten usw. bekommen haben, werden ungeduldig, weil es so lange dauert, bis sie von der Distrikt-Behörde ihre zweite Karte bekommen wegen ihrer Farmerei. In den meisten Fällen ist aber keine Ursache für Ungeduld; denn es sind nur zwei Distrikt-Behörden im ganzen Staat Kansas (Topeka und Wichita), und die haben einen Haufen Arbeit zu bewältigen, der noch Monate lange dauern wird. Man bedenke nur, daß in Kansas 108 Countys sind! Die große Mehrheit der Fälle, die von unserm County nach der Distrikt-Behörde gesandt worden sind, sind bis jetzt noch nicht zur Entscheidung gekommen. Auch ist dies in acht zu nehmen, daß die Distrikt-Behörde die Fälle gar nicht nach der Ordnungsnummer vornimmt, wie die Lokal-Behörde. Ohne sich nach den Nummern zu richten, nimmt die Distrikt-Behörde zuerst alle solche vor, die von der Lokal-Behörde in Klasse 1 gestellt worden sind, und dann zunächst solche, wo nicht von vornherein zu sehen ist, daß sie in eine zurückgesetzte Klasse gehören. Also solche, wo es von vornherein unzweifelhaft ist, daß sie in Klasse 4 oder 3 gehören, werden vorläufig beiseite geschoben, um zuerst alle die zu untersuchen, wo sich Männer für Klasse 1 drunter befinden.

Manch einem ist es nicht klar, was die Buchstaben bedeuten, die sich auf den Klassifikationskarten bei der Klassenzahl befinden. Zum Beispiel, der eine ist in Klasse 4A gestellt, und ein andrer in 4C usw. Da meinen viele, derjenige mit 4A würde eher eingezogen werden als der in 4C, wenn es denkbar wäre, daß Klasse 4 jemals drankommen würde. Solch eine Annahme ist aber ein Irrtum. Die Buchstaben zeigen nur an, aus welchem Grunde man in die betreffende Klasse gestellt worden ist, nach der Einteilung auf der Vorderseite des Frageheftes, wo die Buchstaben und ihre Bedeutungen alle angegeben waren. In Klasse 4 steht A für Familienhaupt, B für Schiffer oder Matrose, C für Farmer usw. In den andern Klassen haben die Buchstaben wieder eine andre Bedeutung; aber mit der Reihenfolge nach der Zeit haben sie nichts zu tun. Die Reihenfolge der Aushebung in einer gewissen Klasse richtet sich nur nach der Ordnungsnummer.

Hat man schon von beiden Behörden die Klassifikationskarten erhalten, dann gibt es noch eine dritte, kleinere Karte, welche bezeichnet wird als „Form 1007: Notice of final Classification." Diese kommt natürlich auch von der Lokal-Behörde und wird in einem Kuvert versandt. Man muß aber zusehen, daß diese die höchste Klassenzahl wiederholt, die man auf einer der ersten beiden Karten erhalten hat. Sollte jemand aber diese letzte Klassifikationskarte erhalten, oder sogar schon den Ruf zur ärztlichen Untersuchung, und er hat noch keine Antwort von der Distrikt-Behörde wegen seiner Farmangelegenheit, so sollte er sofort bei der Lokal-Behörde nachsehen, ob sein Frageheft wegen der Farmsache überhaupt zur Distrikt-Behörde gesandt worden ist. Die Behörde muß ihm auf ihrer Klassifikationsliste zeigen können, an welchem Datum sie das Heft weiter gesandt haben, und dann sind sie verpflichtet, die Antwort von der Distrikt-Behörde abzuwarten, ehe sie mit ihm fortfahren können, als ob er zu Klasse 1 gehöre. Stellt es sich heraus, daß das betreffende Frageheft gar nicht zur Distrikt-Behörde gesandt worden ist, wie es auch schon passiert ist, da ist die Behörde verpflichtet, solches nachzuholen. Ist es aber wegen Unvollständigkeit der Angaben im Frageheft geschehen, dann sollte die Behörde dem jungen Mann die Gelegenheit geben, das Fehlende nachzuholen. Sie können aber natürlich nicht dazu gezwungen werden, und in solch einem Fall muß also der betreffende junge Mann die Schuld wenigstens teilweise selber tragen, wenn seine Farmansprüche nicht berücksichtigt werden.

Vor zwei Wochen wurden in Marion County auch die Wehrlosigkeitskarten von der Lokal-Behörde ausgesandt. Sie hätten eigentlich sofort nach der Einsendung der Fragehefte an all die Wehrlosen ausgesandt werden sollen; aber die Regierung hatte nur zwanzig Karten für dieses County hergesandt, und damit belohnte es sich nicht anzufangen. Man mußte erst mehr Karten bestellen. Wer jetzt ein Mitglied einer wehrlosen Gemeinschaft ist und solch eine Karte nicht bekommt, der sollte bei der Lokal-Behörde darum anfragen; denn es kann aus Versehen geschehen, daß der eine oder andere sein Wehrlosigkeits-Zertifikat nicht erhält. Es ist von großer Wichtigkeit, daß ein jeder Wehrlose diese Anerkennung der Regierung in seinem Besitz hat, und besonders ist das der Fall für alle, die in Klasse 1 kommen und demnächst eingezogen werden sollen.

Wer bei der Lokal-Behörde wegen seiner Wehrlosigkeitskarte anfragen will, der braucht nur zu fragen nach „Form 1008: Certificate of Exemption from Combatant Service." Der Wortlaut dieses Zertifikats ist wie folgt:

This is to certify that .... Order No........, Serial No........, has been found to be exempt from combatant service and is eligible only to such military service as may be declared noncombatant by the President of the United States.

Auf deutsch:

„Dieses bezeugt, daß ...., Order No. ....., Serial No. ....., anerkannt wird als frei vom kämpfenden Dienst, und daß er nur zu solchem Militärdienst genommen werden kann, den der Präsident der Vereinigten Staaten als „nichtkämpfend" bezeichnen mag."

Für die Wehrlosen ist auf dieser Karte wohl der Ausdruck „Militärdienst" anstößig; aber wir werden später sehen, daß der Ruf ins Heerlager für solche noch bedeutend anstößiger sein wird. Man muß es aber dankend anerkennen, daß die Wehrlosigkeit wenigstens soweit von unsrer Regierung anerkannt wird, daß sie solchen Freiheit vom Waffendienst gewährt; und es ist guter Grund anzunehmen, daß diese Freiheit in Zukunft noch bedeutend vervollständigt werden wird. Wie bald sich aber diese Hoffnung verwirklicht, wird zum Teil von den Mennoniten selber abhängen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch darauf aufmerksam machen, daß solche aus mennonitischen Familien, die noch nicht zur Gemeinde gehören und eingezogen werden, doch schon ihren Wehrlosigkeitsgrundsatz geltend machen können. Es ist für sie ratsam, daß sie vor einem Notar vom Vater und vom Prediger schriftlich bezeugen lassen, daß sie in einer mennonitischen Familie auf wehrlosem Grunde auferzogen sind, und daß sie zu dem mennonitischen Verbande gehören, wenn auch noch nicht als getaufte Mitglieder. Außerdem müßten die jungen Männer selber ein solches schriftliches Zeugnis (Affidavit) aufstellen und bezeugen, daß sie fest auf wehrlosem Grunde stehen und dabei unter allen Umständen zu bleiben gedenken. Wenn solche mit einem derartigen Entschluß standhaft bleiben, haben sie gute Aussicht, von den Autoritäten anerkannt zu werden. Es sind schon jetzt eine Anzahl im Lager den Wehrlosen beigezählt worden, trotzdem sie noch nicht zur Gemeinde gehören: in einigen „Camps" auch solche, die zu nicht-wehrlosen Denominationen gehören. Es kommt darauf an, wie standhaft sie in ihrem Bekenntnis bleiben.

Der Ruf zur ärztlichen Untersuchung wird auf einer Karte ausgesandt, die als „Form 1009" bezeichnet wird. Diese Karte soll nur an die ausgesandt werden, die in Klasse 1 sind. „Form 1010" ist dann der Bericht der untersuchenden Aerzte, und dann „Form 1011" die Karte, auf welcher der junge Mann benachrichtigt wird, wie seine Untersuchung ausgefallen ist.

Die letztgenannte Form ist die letzte Karte, die der junge Mann von der Behörde erhält, außer sein Fall ist ein außerordentlicher. Das einzige, was der Gewöhnliche in Klasse 1 dann noch zu er-

warten hat, ist der Ruf, in die Armee einzutreten. Dieser wird nicht in Gestalt einer Karte ausgesandt, sondern als ein gedruckter Brief von der Regierung, mit eingeschriebenem Namen und Datum.

Der Ruf ins Heer wird den Mennoniten von besonderem Interesse sein, da er auch für sie den Namen „Soldaten“ anwendet! Ich werde demnächst auch diesen Ruf im vollständigen Wortlaut, englisch und deutsch, hier veröffentlichen, damit die Sache für unsre Leute nicht so überraschend wirkt, wenn sie kommt.

Für die nächste Aushebung soll der Ruf aber, nach den letzten Meldungen aus Washington, wahrscheinlich erst ausgangs April oder Mai stattfinden, wenn erst überall die Saatzeit auf den Farmen vorbei ist.

J. G. Ewert.
—Vorwärts.

Eier frostsicher aufzubewahren.

Eier sind gegen äußere Einflüsse sehr empfindlich. Das Aufbewahren zusammen mit stark riechenden Stoffen oder in schlecht ventilirten von verdorbener Luft angefüllten Räumen, geschieht stets auf Kosten ihres Geschmackes. Ebenso leicht erfolgt das Gefrieren in kalten Ställen, wenn das Einsammeln längere Zeit unterbleibt, in ungeheizten Zimmern des Wohnhauses und selbst im Keller, falls man die Schutzmaßregeln gänzlich außer acht gelassen Angesichts der hohen Eierpreise sollte niemand Eier gefrieren lassen. Ein einfaches Verfahren, die Eier frostsicher aufzubewahren, besteht nun darin, daß man jedes Ei sorgfältig mit Papier (alte Zeitungen eignen sich dazu vortrefflich) umhüllt und dann schichtenweise in eine Kiste packt, deren Boden man zuvor mit reichlich einer handhohen Lage Sägespänen bedeckt hat. In diese stellt man dann die Eier, mit der Spitze nach unten, dicht neben einander gereiht, bringt auf die erste Schicht abermals eine Lage Sägespäne und fährt in dieser Weise fort, bis die Kiste gefüllt ist. Letztere wird dann in einen trockenen Raum gebracht, wo man sie, ungefähr jede Woche auf die andere Seite kehrt. Nach der Entnahme von Eiern sind die Lücken alsbald mit Sägespänen wieder auszufüllen.

Die Furcht vor dem Scheintod.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß es viele Menschen gibt, die eine oft an's Lächerliche grenzende Angst vor dem Scheintod haben. Und zwar findet man solche Menschen nicht bloß in weniger gebildeten Schichten des Volkes. Dazu kommt dann noch, daß solche Personen die schauerlichsten Geschichten gehört haben wollen, wie schrecklich es einem Großonkel, einer Freundin ihrer verstorbenen Tante ergangen sein soll und ähnliches mehr. Nun hat kürzlich ein Franzose, Dr. Icard, eine Methode angegeben, mittels der es jedem Laien sogar möglich ist, in einwandfreier Weise den erfolgten Tod eines Menschen nachzuweisen. Es ist bekannt, daß nach dem Absterben des Körpers sofort die Verwesung beginnt, d. h. die im oder auf dem menschlichen Körper lebenden, mehr oder weniger unschädlichen Bacterien beginnen das Körpergewebe zu versetzen und chemisch abzubauen. Als Folge einer solchen chemischen Zersetzung tritt schon kurze Zeit nach dem Tod die Bildung von Schwefelgasen in den Lungen auf. Dr. Icard gibt nun an man soll mit irgend einer Bleiverbindung auf einem Streifen Papier einige Zeichen machen; da die Verbindungen des Bleis eine weiße Farbe haben und das Papier auch, so werden die Zeichen nicht sichtbar sein. Führt man nun dieses Stückchen Papier mittelst etwas Draht in die oberen Luftwege, z. B. die Nase, ein, und es haben sich in der Lunge auch nur Spuren von Schwefelgasen gebildet, so werden die Zeichen auf dem Papier sich schwärzen. Es ist dies eine sehr einfache und zugleich exacte Methode zum Nachweis des erfolgten Todes.

Es bestand die Probe gut. „Ich hatte es aufgeschoben, an Sie zu schreiben," bemerkt Herr Adolf Hedin von Granby, Conn., in einem Brief, „weil ich zuvor erst ein gründliche Probe mit Forni's Alpenkräuter anstellen wollte. Ich muß sagen, es hat diese Probe gut bestanden. Ich hatte vorher eine andere Medizin gebraucht, aber ihre Wirkung war unbestimmt, — einen Tag fühlte ich mich etwas besser und am nächsten Tag war es wieder schlimmer. Mit dem Alpenkräuter war es anders. Gleich von Anfang an zeigte sich ein Besserung, die langsam, aber beständig voranschritt, bis ich wieder vollständig gesund war. Meine Frau litt an einem recht schmerzhaften Magenübel, von welchem sie durch Alpenkräuter vollständig befreit wurde. Wir beide haben völliges Vertrauen zu dem Heilmittel und können es jedem Leidenden bestens empfehlen."

Forni's Alpenkräuter, die hier erwähnte Medizin, ist ein altes, bewährtes Kräuterheilmittel, welches, obgleich es nur wenig angezeigt worden ist, schon über hundert Jahre in beständigem Gebrauch ist. Es ist nicht in Apotheken zu haben, sondern wird direkt geliefert aus dem Laboratorium der Hersteller, Dr. Peter Fahrney und Sons Co., 2501 Washingten Blvd., Chicago, Ill.

Leere Teller vom Herrn gefüllt.

Traurig lag eine fromme Witwe am Weihnachtsabend auf ihrem Krankenlager, umgeben von ihren hungrigen Kindlein. Kein Stückchen Brot war mehr im Hause und kein Pfennig im Beutel. Aber die Frau hatte Glauben. Als sie darüber nachdenkt, wie wunderbar der Herr sie führte, ist es ihr plötzlich, als hörte sie in ihrem Herzen eine Stimme: „Was hast du in deinem Hause?" — „Ach," seufzte sie vor sich hin, „was habe ich? Ein paar leere Teller — das ist alles." — Da heißt es weiter zu ihr: „Stelle sie auf und bitte deine Nachbarin, die leere Gefäße zu leihen, und derselben nicht wenige." — Die Witwe seufzte: „Was soll doch das?" „Lieber Herr," spricht sie weiter, „siehe meine Kindlein, da hast du leere Gefäße! Sie haben nichts zu essen, noch etwas um und an." — „Glaube nur!" hieß die Antwort. — In demselben Augenblick öffnet sich die Türe, und es tritt jemand freundlich grüßend ein, legt eine Geldgabe auf den Tisch und eilt sogleich wieder von dannen. Gleich darauf kommen andere und bringen Brot, Fleisch und andere Nahrungsmittel. Die Teller sind schon voll, und des Bringens ist noch kein Ende. Die Kinder müssen zu Nachbarn gehen und um Gefäße bitten, und keines derselben bleibt ungefüllt. Als es wieder stille war und die fromme Witwe alle die Gaben übersah, da rief sie: „Gewißlich war der Herr an diesem Ort!"

Heile Blinde und Krebs.

Der unbekannte Namensbruder

Es lebte in Deutschland ein reicher Handelsherr — er starb vor etwa 20 Jahren —, der führte sein Geschäft mit großem Erfolg, war sehr angesehen in seiner Stadt und geliebt von den Seinen, aber um das Reich Gottes und seinen Dienst hatte er sich nicht bekümmert. Einst hatte er im Winter eine größere Reise zu machen und mußte sich einen Tag in einem kleinen Ort im Schwarzwalde aufhalten, wo ein besonders schöner Gottesacker ist. Die Leute daselbst gehören einer Kirchengemeinschaft an, welche überaus viel auf ihre Begräbnisplätze hält. Man setzt dort aber keine Kreuze und Monumente auf die Gräber, sondern es liegt auf jedem Grabhügel nur eine viereckige Steinplatte mit dem Namen und Todesjahr des Verstorbenen, damit die Ruhestätte der Armen und Reichen ganz gleich seien. (Herrnhuter Sitte.)

Nun, der reiche Kaufmann hatte schon von diesem Brauch gehört, und da er am Morgen vor der Weiterreise eine müßige Stunde hatte, ging er, den Gottesakker zu besehen, der malerisch im Walde gelegen war. Die mit Reif bedeckten Bäume glitzerten im Sonnenschein, und der Erdboden war mit tiefem Schnee bedeckt. Da der Herr nun doch eine Grab tafel sehen wollte, so scharrte er mit seinem Stokke den Schnee vom nächsten Grabhügel weg, und als er auf die Steinplatte niederblickte, sah er darauf seinen eigenen Namen, den Taufnamen und den Familiennamen stehen. Da durchschauerte es ihn in der tiefsten Seele, und es klang ihm in den Ohren wie Grabgläute und Posaunen des Gerichts: „Wie, wenn ich da unten läge?" — Wie würde es um meine Ewigkeit bestellt sein?" — Lange stand er vor dem Grab des unbekannten Namensbruders. Achtung! hatte Gott ihm zugerufen, und nun ließ er sein vergangenes Leben an sich vorübergehen, daß er nur für sich und diese Welt gelebt; und als er den Gottesacker verließ, hatte er sich Gott zum Diener ergeben. Er wurde nun ein Vater der Armen, ein Wohltäter seiner Arbeiter und ein Vorgänger in allen christlichen Werken, dessen Gedächtnis noch heute in großem Segen steht.

Brut-Eier.

Vorwärts den Schritt! Aufwärts den Blick!
Zielwärts in Freud' und Mißgeschick.

Ein schlechter Rechtsanwalt.

In der belgischen Stadt Brügge trat einst der Bibelverkäufer von Hulden in ein Kaffeehaus und bot einem Rechtsgelehrten der Stadt eine Bibel an.

Ein Freund desselben, der auch gerade dort war, sagte: „Ich habe bereits seit zehn Jahren eine Bibel. Ich danke also.“

Der Rechtsanwalt aber, dem die Bibel angeboten worden war, sagte: „Ich habe keine, brauche keine und will auch keine haben. Glauben Sie nicht etwa,“ schloß er, „daß ich ein Fanatiker bin! Ich bin ein Freidenker.“

„Ich glaube, Sie irren sich,“ entgegnete van Hulden, wenn Sie sich für einen Freidenker halten.“

„Denken Sie denn ich sage nicht die Wahrheit?“ entgegnete der Rechtsanwalt ärgerlich.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete van Hulden, „daß Sie in Wahrheit ein Freidenker sein können. Sie haben eine unsterbliche Seele. Können Sie frei an den Tag denken, da Sie einst über alles, was Sie gedacht und gethan haben, Rechenschaft ablegen müssen? Können Sie wirklich ruhig den Gedanken hegen, daß Sie wie ein Tier sterben werden, und daß dann alles aus ist? Sie sind kein Freidenker, aber ich bin einer. Ich denke ohne Furcht an jene Dinge, und dieses Buch lehrt mich, auf wen ich meine Zuversicht zu stellen habe, wenn ich von dieser Welt abgerufen werde.“

Die Reden störten den Rechtsanwalt derartig, daß er sich mit der Bemerkung entfernen wollte, er kümmere sich nicht um Religion.

Einer seiner Freunde hielt ihn zurück: „So dürfen Sie nicht fortgehen! Dieser Mann hat uns gesagt, daß er sich für einen wahren Freidenker halte. Geben Sie nun Ihre Ansicht kund! Wir werden zwischen Ihnen beiden entscheiden.“

Der Rechtsanwalt wollte es aber weder auf weitere Verteidigung noch auf das Endurteil ankommen lassen, sondern blieb bei dem, was er gesagt.

Da entgegnete sein Freund, der auch Rechtsanwalt war: „Wenn Sie Ihre Sache so führen, wünsche ich, Sie vor den Schranken immer zum Gegner zu haben. Ich bin gewiß, den Prozeß zu gewinnen, wäre es auch eine noch so verzweifelte Sache.“ Ohne ein Wort zu entgegnen, verließ der Rechtsanwalt das Lokal. Sein Freund aber kaufte mehrere Neue Testamente.

Das Wollen und das Vollbringen.

Bei manchen fehlt's am Wollen. Die wollen nicht einmal tun, was Gott gefällig ist. Bei anderen fehlt's nicht so viel am Wollen, wie am Vollbringen. Die wollen oft mehr tun, wie sie fertig bringen können. Spurgeon illustrierte das auf eine sehr schöne Weise wie folgt: Er sagte, daß er sein Studierzimmer verlegt habe und dabei war, seine Bücher dorthin zu tragen. Da kam sein kleiner Knabe und sagte: „Papa, laß mich dir helfen.“ Der kleine Bube war nicht imstande, etwas zu tun; aber der Vater dachte, er wolle seinen Wunsch, fleißig zu sein, nicht unterdrücken, und so sagte er: „Ja, du kannst dies kleine Buch hinauftragen.“ Aber das paßte dem Knaben nicht; er wollte ein Mann sein und ein großes Buch tragen. So nahm er ein großes Buch und schleppte es bis an die Treppe, und dort setzte er sich hin und fing an zu weinen, denn weiter konnte er es nicht tragen. Und was tat der Vater? Er ging hin und trug den Helfer mit seinem Buch hinauf! So macht es Gott mit uns. Wir unternehmen etwas, das wir nicht können, und dann sitzen wir da und klagen; und dann kommt der gute Vater daher und nimmt das Buch und das kleine Kind dazu und trägt beides. O, anstatt zu klagen, rufe ihn an und sprich: „Mein Vater, ich wollte so gern dies und das tun, aber ich kann nicht. Komm du, mein Vater, und tue es.“ — So kommt man zum Wollen und zum Vollbringen.

Erzählung.

Lux Crucis.

Fortsetzung.

Durch das Wesen des Freundes etwas beruhigt, stand der Riese ganz untätig da.

„Jetzt ist er der Gefangene," fuhr Ethelred fort, indem er auf den zusammengekauerten Mann hinter dem Gitter zeigte. „Ich wollte nur, wir könnten ihn da drinnen halten."

„Ja, ja! Aber ich habe dem Clytes versprochen, nichts zu tun, was ihm schaden könnte," murmelte der Gladiator, als er wieder sprechen konnte.

„Dem Paolo schaden?"

„Nein, dem Clytes, als Befehlshaber hier. Aha, ich hab's!" schrie er. „Der junge Herr soll fein bedient werden."

„Wie?" fragte Ethelred.

„Er bleibt gefangen, das sage ich dir. Nein, nein, ich tue ihm nichts," fuhr er fort, als er die Zelle betreten wollte und der Brite ihn zurückhielt.

Nun ging Volgus in die Zelle hinein und ergriff einen kleinen hölzernen Stuhl, den einzigen Sitz, den das Gefängnis bot, sprang damit in den Gang und stieg an das Fenster hinauf. Der Stuhl war gerade hoch genug, daß er das Fenstergitter erreichen konnte; mit aller Kraft faßte er zu und riß auch glücklich zwei der verrosteten Stäbe heraus.

„Schnell, schnell hinauf, Junge!" sagte er zu Ethelred. „In einem Augenblick bist du draußen und die Straße ist sicher. Mit einem fliehenden Gefangenen fühlt jeder Vorübergehende Teilnahme; selbst wenn man dich sieht, brauchst du keine Angst zu haben."

Ethelred begriff sofort; unterstützt von den kräftigen Armen seines Gefährten schwang er sich an die Fensteröffnung hinauf und schaute hinaus.

„Alles ruhig!" sagte er. „Niemand ist in der Nähe."

„Spring auf die Straße hinunter und warte auf mich. Ich will nur den holden Paolo fest einschließen und den richtigen Weg hinausgehen. Den Wächtern will ich schon eine wunderbare Geschichte vormachen, die sie sicher glauben werden."

„Aber du tust dem Paolo nichts?"

„Nein, du darfst mir trauen," sagte der Riese, der jetzt bei strahlender Laune war, lachend. „Beeile dich!"

Ethelred verschwand durch das Fenster, und der Riese hörte, daß er die Straße erreichte. Er rief leise und erhielt Antwort. Dann wandte er sich der Türe des Gefängnisses zu und klopfte mit seinem Schwertknauf die Riegelhülse wieder an ihren Platz in die Mauer hinein.

„Leb' wohl!" sagte er mit einem letzten Blick auf den in der Zelle kauernden Mann. „Deinen Vater wirst du schon brauchen, um dich zu befreien."

Paolo hörte das grimmige Lachen des Riesen, als dieser in dem zum Eingang führenden Korridor verschwand, mit einem Gefühl unsäglicher Erleichterung. Zehn Minuten nachher traf Volgus mit Ethelred auf der Straße zusammen.

„Dein Freund sitzt in der Klemme, und die Wache ist ganz bestürzt," erzählte er. „Ich habe ihnen vorgeschwindelt, aus Freundschaft für die Familie des Lucius habe Paolo die Flucht des britischen Fürsten ins Werk gesetzt. Mit einem falschen Schlüssel, den sich der Herr Attilius verschafft habe, sei die Tür geöffnet worden, und der Gefangene sei durch das Fenster entkommen, das seine Sklaven von außen her freigemacht hätten. Um allen Verdacht von sich abzulenken, sei jetzt der Römer in die Zelle eingeschlossen. Mich habe er mit einer großen Summe bestechen wollen, das von mir entdeckte Geheimnis nicht zu verraten — aber ich hätte das Geld ausgeschlagen. Der edle Herr Paolo sitzt tief in der Klemme!"

„Aber glauben sie denn deine Geschichte?"

„So gut als eine andere!" sagte Volgus im höchsten Vergnügen. „Du kennst diese Wächter nicht. Ob sie's nun glauben oder nicht, jedenfalls paßt ihnen die Geschichte, und sie können sich damit weißwaschen. Da sie Paolo sicher hinter Schloß und Riegel haben, werden sie ihn auch dort lassen, und nur durch eine Befehl des Unterpräfekten oder gar des Tigellinus selbst wird ihn sein Vater freibekommen. Wer weiß," und der Riese lachte wieder, „Tigellinus, der Sinn für einen Spaß hat, läßt vielleicht den jungen Schuft seine Rolle zu Ende spielen, und das wäre bessere Gerechtigkeit, als sie sonst gewöhnlich in Rom geübt wird."

„Wohin gehen wir jetzt?"

„Zuerst wollen wir dir für eine Waffe sorgen und dann einen sichern Ort suchen, wo wir unser weiteres Tun besprechen können," antwortete Volgus. „Komm schnell."

Ethelred folgte Volgus; sie verließen die breite Straße und wandten sich den engen Gäßchen des Campus Martius zu.

30. Im Pompejus Gefängnis.

Einmal in ihrem verbrecherischen Lauf, geriet sogar die schrankenlose Macht Neros in Gefahr. Die Hauptstadt lag in Schutt und Asche; zwei Dritteile der Riesenstadt hatte das Feuer zerstört. Von allen Seiten ertönten die Klagen der unglücklichen Bevölkerung, und laute und leise Flüche erhoben sich gegen den Herrscher, der ihre Leiden gefühllos mit ansah und der höchst wahrscheinlich der Urheber ihres Elends war. Das Volk hatte erfahren, daß Nero von dem Turm des Mäcenas aus das große Feuer in selbstgedichteten Liedern verherrlicht hatte, und eine ganze Drachensaat von bedrohlichen Geschichten über ihn keimte auf. Seine Beamten waren entsetzt über die große Zerstörung, und Seneca, für die Sicherheit des Palatin besorgt, beschwor den Kaiser, Maßregeln zur Erleichterung des herrschenden Elends zu treffen. Aber wie in der verzweifelten Stadt das Feuer gewütet hatte, so wütete jetzt in Neros Herz die Angst, und er war vorerst zu jedem Entschluß unfähig. Mit Tigellinus stand es anders, — dieser fühlte sich auch der schwierigsten Lage gewachsen, — auf seinen Befehl wurde Getreide aus den Vorratshäusern in Ostia herbeigeschafft und dem Volk der freie Zutritt zu den kaiserlichen Gütern gewährt. In den Hainen ließ er Zelte errichten; mit freigebiger Hand verteilte er Gelder. Durch einen kaiserlichen Erlaß wurde der Preis des Brotes herabgesetzt, überdies gewährten auch Seneca und Malito den Bedürftigen aus eigenen Mitteln Hilfe. Das alles verbesserte zwar teilweise den Zustand in der Stadt, aber der erregte Volksgeist forderte Rache. er wollte für das vergangene Verbrechen Opfer haben, und der Genius des Präfekten fand diese auch. Die Christen mußten die Schuldigen gewesen sein, — sie waren die Brandstifter, die Rom angezündet hatten! In allen noch erhaltenen Stadtteilen wurde durch öffentliche Anschläge jedermann aufgefordert, die Christen anzuzeigen, jene Sekte der verhaßten Juden, der man schon längst alles Schlimme nachsagte und die nun aus Bosheit und Rache dieses schwärzeste aller Verbrechen ausgeführt hätten. Das ohnehin fast wahnsinnig erregte Volk griff diese Behauptung schnell auf, die, als von den Behörden auf dem Palatin ausgegangen, doch Wahrheit sein mußte.

Auch Nero wurde durch diese sich immer mehr ausbreitende Meinung aufgerüttelt. An der Spitze seines Gefolges besuchte er die provisorischen Spitäler und verteilte Almosen. Dem Volk versprach er summarische Rache. Jeder als Anhänger des Christentums Verdächtige, den seine Soldaten ergreifen würden, sollte im Amphitheater geopfert werden. Vorher schon waren die Christen dem Untergang geweiht gewesen, aber jetzt, unter dem zwiefachen Fluch, wurde Mitleid mit ihnen ein öffentliches Verbrechen. Die diesjährigen Spiele sollten alle vorhergegangenen übertreffen, und zu diesem gleichsam zweiten Brandopfer sollten die Hilfsmittel des ganzen Reiches herangezogen werden.

Lucius und Fabian waren Gefangene. Selbst ihre hohe Stellung half ihnen nichts mehr. Nachdem die beiden Männer im Palast festgenommen worden waren, sollten sie die Befehle des Tyrannen über ihr Schicksal abwarten, und die während des Brandes herrschende Verwirrung machte es

möglich, daß ihre Verhaftung keinen Anstoß erregte. Die Bestürzung, die dem großen Unglück folgte, verhinderte jede mißliebige Aeußerung und jede Empörung. Auch die schwerbetroffenen Verwandten der Amicier fühlten sich in dieser Schreckenszeit wie gelähmt und zitterten für sich selbst und ihre Hausgenossen. Die Verschwörung, an der sich Brabano beteiligt hatte, war wie ein morsches Haus in sich selbst zusammengefallen. In der Zeit der jetzt eintretenden Reaktion nach der wilden Aufregung feierte die Macht Neros Triumphe. Oheim und Neffe, General und Tribun schmachteten in den Zellen des Palatin, und auch Fulvia und ihre Töchter wurden als Gefangene behandelt, und jeder Verkehr mit ihnen war verboten. Alle fühlten sich im tiefsten Elend, ohne Hoffnung, ohne Hilfe. Ihr einziger Trost lag in dem Gedanken, daß Berenike unter demselben Dach mit ihnen wohne und daß auch Brabano ihnen nahe sei; auf diese beiden setzten sie jetzt ihr ganzes Vertrauen.

Fortsetzung folgt.

Eine gesegnete Unterhaltung.

Eine Dame erzählte: „Ich besuchte kürzlich meinen Bruder, als sein kleiner Sohn Richard plötzlich zu spielen aufhörte und mich einige Minuten lang unverwandt ansah. „Woran denkst du?" fragte ich ihn. — „Bist du eigentlich eine Christin?" fragte er plötzlich. — „Ja, Liebling." — „Aber du sprichst ja nie von Jesu, wenn du ihn sehr, sehr lieb hättest, dann würdest du doch manchmal von ihm sprechen."

Prämienliste für Amerika.

Prämie No. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und ein Familienkalender.

Prämie No. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau, und Chr. Jugendfreund.

Prämie No. 3 — für $1.35 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.

Prämie No. 4 — für $2.25 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin.

Prämie No. 5 — für $2.50 bar, die Rundschau, das Evangel. Mag. und Jugendfreund.

Prämie No. 6 — für $2.60 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

Wer sich aus diesen Prämien eine gewählt hat, aber noch eine zweite wünscht, der wähle eine von den unten folgenden zwei Nummern (No. 7 und No. 8), gebe auf dem Bestellzettel die beiden gewünschten Nummern an und füge den Betrag für die zweite bei und schicke Bestellzettel und Betrag an: Mennonitische Rundschau Scottdale, Pa.

Prämie No. 7 — Bibelkalender. Ein Wandkalender mit Bibelversen. Einzig in seiner Art. Ein schöner farbiger Vordergrund mit Bibelversen auf jeden Tag des Jahres. Barpreis 25 Cents. Als Prämie mit der Rundschau 18 Cents.

Prämie No. 8 – 1918 „Scripture Text" Wandkalender nach neuem Plan und schöner ausgeführt als je.

Zwölf herrliche Bilder für jeden Monat eins, die in geschichtlicher Folge je ein wichtiges Ereignis im Leben Jesu illustrieren. Die Bilder sind sehr schön ausgeführt und den Werken des deutschen Künstlers R. Leinweber entnommen. Gemalt wurden sie für den „Scripture Text" Wand-Kalender unter großen Kosten von einem hervorragenden amerikanischen Künstler. Die täglichen Schrift-Texte nehmen, soweit es ratsam schien, Bezug auf das Bild. Jeder internationale Sonntagsschul-Lektions-Titel, Haupttext, etc. für das Jahr, sind ebenfalls angegeben.

Der Wandkalender ist nach einem neuen „Gravure" Verfahren gedruckt, wodurch eine sehr schöne bildliche Darstellung ermöglicht ist.

Barpreis .25 Cents. Als Prämie mit der Rundschau 15 Cents.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $ . . . . . für Mennonitische Rundschau und Prämie No. . . . .

Name . . . .

(Sowie auf Rundschau.)

Postamt . . . .

Route . . . . **Staat** . . . .